



Bezugspreis: Monatslich 0,706.-M.
 Druck u. Verlag: Karross & Koennede,
 Folke Mittelstr. 11-15, Fernr. 26289, Po. Schiedsamt: Erfurt Nr. 20021.
 Einzelbestellungen nehmen alle Postämter u. Briefträger entgegen.
 66ter Gewalt entbindet den Verlag von Sachvermerk, Anzeigen-

Herausgegeben von Fritz Kloppe

Preis: Der Raum von 1 mm Höhe
 und 38 mm Breite im Anzeigenfeld
 kostet 15 Pfennig. Der Raum von 1 mm Höhe und 90 mm Breite
 im Rahmenfeld kostet 50 Pfennig. - Anzeigen-Rannabe B Verlag,
 Halle, Mittelstr. 11-15. - Die Zeitung erscheint am 1., 11., 21. jed. Monats.

|| Helf dir selber, so helfet dir unter Herre Gott ||

Wegener-Collenberg

Der Spießbürger als Totengräber unseres Kampfeswillen.

Nichts ist dem Spießbürger verhaßter als sogenannte „unruhige Zeiten“. Er liebt seine „Ruhe“ über alles, denkt nur an sich, trampelt sich an sein geselltes, sogar geistloses Leben und überläßt die Sorge um seine eigene Existenz den Kämpfern. Der Spießbürger ist ein geistlicher Materialist, nur an sich denkend, dem kein eigenes Wohlergehen über alles geht, über die Sorge um sein eigenes Volk. Aber alles geht um seine Existenz, nicht aber, um sie und damit seine Arbeitskraft dem Volkswohl einzuliefern, sondern um daraus persönlichen Wohlstand zu erlangen, um sein bequames Leben zu führen, das seinen mechanischen Gang geht. „Taten“ sind ihm verhaßt, ebenso der Einsatz des ganzen „Ich“ für eine Idee. Was ist ihm eine Idee? Ein höchst unbequemer Ballast, der Idealist ist in seinen Augen ein bedauernswerter Mensch, den er sogar als „Phantast“ bemitleidet!

Und trotzdem, der Spießbürger haßt den Idealisten, er haßt den Kämpfer, weil er ihn fürcht! Er fühlt sich von der ausstrahlenden Begeisterung eines Idealisten bedroht, er fühlt die Macht der Idee als etwas Stärkeres, Bewegendes, Forderndes und ängert um seine Kirchhofsruhe.

Stets erleben wir dasselbe! Am Bierisch oder sonst irgendwo, beim Salat, im Regellud, kurz „unter sich“ tröstet der Spießbürger vor Begeisterung, ist „national bis auf die Knochen“, schimpft auf Frankreich, schimpft auf die Regierung, löstet andauernd „Surra“, bejaßt sich aus Vaterlandsliebe, singt vaterländische Lieder und ist tief beleidigt, wenn man es wagt, ihn als „Schlapp“ zu verächtigen. Dann ist man eben „jugendlicher Schwarmgeist“, der den Ernst des Lebens nicht kennt“, man gilt als „Kaufjunge“ und wie die schönen Redensarten, die wir Wehrlose ja dauernd zu hören bekommen, alle lauten: —

Uns könnte es an und für sich gänzlich gleichgültig sein, was der Spießbürger tut und wie er über uns denkt, wenn er politisch ausgefallen wäre. Da das aber nicht der Fall ist, da gerade der Spießbürger heute der Träger einer Entwicklung ist, die unser Ideal erschaffen, müssen wir uns mit ihm auseinandersetzen.

Spießbürgertum ist Gleichgültigkeit gegenüber der völkischen Not unserer Tage. Spießbürgertum ist Faulheit und Bequemlichkeit im Dienste der Zivilisation gegen die Forderung, die Kultur des Vorkriegs zu erhalten, bzw. neu entstehen zu lassen. Spießbürgertum ist Klauen-, Vereins- und Klassenverehrung und Verleugung jeglicher sozialer Gleichberechtigung. Spießbürgertum bedeutet Demokratie, Parlamentarismus, Krämergeist, turauum Kulturvernichtung zugunsten der Zivilisation. Und somit ist Spießbürgertum Schrittmacher und Begleiter unbedingter Sinnenart, Vergifter deutschen Volkstums und Förderer des Zerfalls.

Demokratie, Parlamentarismus, Freimaurerei, Materialismus, ja, sogar Pazifismus, Internationalismus, sie gehören zusammen, denn alle haben das eine gemeinam: Sie erkennen keine Götter über sich an, sie haßen das Wort Persönlichkeit, sie haßen den Begriff der Vaterlandsliebe, sie haßen wehrhaften Geist, sie betämpfen jede soziale Regung, sie leben es ab, eine Idee anzuerkennen, die fordert und immer wieder fordert, die vom Einzelnen Opfer, Einsatz des ganzen Menschen verlangt, um dem Ganzen, der Gemeinschaft, dem Volk zu dienen, eine Idee, die immer nur sagt: „Du mußt!“ Und die dafür keine „Gegenleistungen“ gibt.

Aus diesem Grunde haßt der Spießbürger den „Wehrwolf“. — Was ist ihm der „Wehrwolf“? — Eine Vereinigung von „Weißhispfen“, die stets laut poltern, „hörn-verbrannten“ Ideen nachhaken und die große, ach, so notwendige, Ruhe der friedlichen Entwicklung stört. Denn darüber ist sich ja das gesamte Spießbürgertum einig: Deutschland befindet sich ja in Not, doch die ist ja nur vorübergehend, die ruhige, friedliche Fortbauarbeit auch noch auf dem Hund sind, so wird „Amerika“ schon dafür sorgen, daß unsere Wirtschaft wieder hoch kommt. Denn „man“ wird doch ein so arbeitsames, ordentliches Volk nicht vernichten wollen, denn „man“ braucht uns doch zum Wiederaufbau Europas, und wie diese schönen Redensarten alle

heissen. — Und dann weiter: „Was soll denn der Wehrwolf? Er wirkt ja geradezu verbroderlich, wenn er sagt, Deutschland müsse erneuert werden!“ — Denn nach dem Begriff des Spießbürgers würde ja etwas derartiges geradezu den Untergang des deutschen Reiches herbeiführen. — Was ist soziale Not, was bedeuten dem Spießbürger wirtschaftliche Verfallung unter der Krante des internationalen jüdischen Kapitalis? Er kennt eben keine soziale Not, das Problem der sozialen Frage ist für ihn weicht nichts wie der Meib der Beifloßlose, gewissermaßen also nur eine Magenfrage, der soziale Antikrit ist ihm fremd, er weiß nichts von der seelischen Not, von dem Hunger nach geistiger Nahrung, von dem Streben nach Anerkennung der Gleichberechtigung aller deutschen Volksgenossen. Der Spießbürger weiß nichts von der Schande und Schmach unserer äußeren Verfallung, er glaubt an Völkerverjüngung, denkt nur an die armen „anderen“ und vergißt indessen die Not seines eigenen Volkes. Er ist eben Totengräber jeglichen Freiheitswillens, er ist Materialist und Heigling, er ist bekränzt und egoistisch — geizig, „erst kommt meine Gemütsruhe, dann kommt mein Geschäft und dann will ich von dem ganzen Schwindl nichts wissen!“

Bessensfalls gehört der Spießbürger einem patriotischen Verein an, wie ihm ja Vereinsmeierei besonders liegt. Da braucht er nicht zu kämpfen, da werden von ihm keine Opfer verlangt, sondern da ist er eben in „trauem Kreise wohlgeborgen“. — Daß der „Wehrwolf“ aber kein Soldatenverein ist, daß wir uns bewußt politisch eingestellt haben, um der heutigen Not Einhalt zu gebieten, indem wir das, was wir wollen, erstmal in unserer Gemeinschaft selbst durchzuführen, damit es dem deutschen Volke als Vorbild diene, das weiß der Spießbürger nicht, b. h., er will es nicht wissen. Denn sonst müßte er eingestehen, daß er einen falschen Weg geht, und daß er unserer Entwicklung hindernd im Wege steht.

Daher müssen wir uns stets härter klar sein, daß wir nur unter Sieg erreichen, wenn wir ohne den Spießbürger unseren Weg gehen, und daß wir ihn abzelen müssen als den Nährboden, auf dem völkische Zerlegung geüben kann. — Deshalb heißt für uns Wehrweise immer wieder der Ruf: „Hände weg vom Spießbürgertum!“

Robert Kehler.

Unser Glaube — unser Sieg.

Große Taten werden nur vollbracht von Männern, die aus heller Begeisterung für einen Gedanken die Tat vollbringen. Ohne Begeisterung hätte es nie die Märtzner in den ersten Zeiten des Christentums gegeben, ohne Begeisterung hätte Luther niemals der neuen Auffassung des Christentums Bahn brechen können, ohne Begeisterung hätte kein Columbus Amerika entdecken können, ohne Begeisterung hätte kein Erfinder, trotz aller Armut, unentwegt an seinem Ziele arbeiten können, ohne Begeisterung wäre Napoleon nicht aus deutschem Lande geschlagen worden und ohne Begeisterung wäre kein Lütich, Tannenberg, Gorlice, Sagerratt usw. gewesen. Ohne Begeisterung wären unmöglich gewesen die Fahrt der Entden, die Schlacht bei den Fallandsineln, die Kämpfe in unseren Kolonien.

Nicht die Aussicht auf Sieg, sondern allein die Begeisterung, der Glaube an ihre hohe und heilige Sache gab all diesen Kämpfern die Kraft, ihren Sieg zu erringen.

Begeisterung allein ist es, geboren aus dem festen Glauben und Vertrauen auf unsere Idee, was heute das deutsche Volk wieder aus dem Chaos, aus Schmach und Schande, aus Not und Elend zu einer stolzen Höhe führen kann. Begeisterung ist das Entflammsein für einen Gedanken, Begeisterung ist der unerlöschliche Glaube an die Möglichkeit, eine Idee verwirklichen zu können, ist vor allen Dingen aber der Glaube an die unumgängliche Notwendigkeit, den absoluten Zwang eines ersahnen Gedanken.

Gedanken und Ideen erwachen in starken Seelen als Ziele, als Notwendigkeiten; sie sind Neuerungen und Neuerungen werden da notwendig, wo das Bestehende durchgreifende Änderung gebietet.

Worauf beruht nun diese Kraft einer Minderheit? Einzig und allein in der Erkenntnis der Gerechtigkeit, Niedertracht und Verfehltheit des Bestehenden und dem aus dieser Erkenntnis erwachenden Glauben an den notwendigen Sieg des Guten, der gerade im deutschen Volke wie in keinem anderen wurzelt.

Deutsche Brüder, ihr erkennt an den Früchten, die die vergangene Zeit hervorbrachte, die Dringlichkeit der Bestämpfung des heutigen Zeitgeistes. Das Deutschland, das in uns wohnt, ist der Gegenpol zu Zug und Trug, zu Niedertracht und Gemeinheit, zu Sittenlosigkeit und Schamlosigkeit, zu Ausbeutung und Geldwahn, zu Staatsgefährdung und Völkervergiftung. Viele Erkenntnis muß uns die Kraft geben, dem Geiste des Böhen Rammon und allem, was mit diesem Gemeinschaft hat, den erbitterten Kampf anzufangen.

Deutsches Volk, dein Feind ist mächtig, aber die Kraft deines Glaubens ist mächtiger, ja, ist härter als alle Maschinengewehre und Kanonen der Welt und dieser Glaube wird siegen und muß siegen.

Das deutsche Volk ist zum Träger des Guten bestimmt, was aus seinen Anlagen des Geistes und Gemütes klar ersichtlich ist. Nur der Deutsche glaubt an den ewlichen Sieg des Guten.

Glauben heißt stark sein im Herzen, unerschütterlich bleiben, komme, was da wolle.

Der wahrhaft Gläubige ist ein Kanakler, er ist befehlen von seinen Gedanken und seiner Idee. Er steigt oder stirbt mit seinem Ideal!

Nur solche Kanakler können wir brauchen, die sich nicht abbringen lassen von dem einmal eingestlagenen und für richtig erkannten Weg. Das ist der wahre Glaube, der Glaube, der Glaube verleiht, der sich einsetzt für ein Ziel, das der fähle Redner mit mathematischen Gelesen usw. nicht erschaffen kann, das der Feige für unmöglich hält und was dem Schwachen übermenschlich vorkommt.

Am großen Weltentagen haben wir es ja selber erlebt. Die Wirtschaftsstrategen errechneten nach Englands Kriegserklärung, daß ein Deutscher gegen sieben und häuer gegen zehn nicht siegen könne. Und doch kam die Niederwerfung des Millionen mehr zählenden russischen Heeres, der serbischen, rumänischen, italienischen Armeen und die Nielsenkämpfe und Siege im Westen. Daß dann hinterher doch der Zusammenbruch kam, war nicht die Ueberzahl der Feinde, der Druck der Kriegsmaschinen, sondern der einzige Grund war die Untergrabung und die Zerlegung des Glaubens an den Sieg! Der deutsche Soldat sah in seiner Heimat nicht mehr seine Heimat; sie war vergiftet, er erkannte nicht mehr sein Volk. Die daheim waren anders denkend, anders fühlend geworden, er sah sein Volk von jüdischem Geiste vergiftet. Da verlort er die Begeisterung; er hatte kein Interesse daran, für das, was er sah, Leben und Gesundheit zu opfern; er verlort den Glauben an sein Volk und nur so war es den völkerverfälschten Feinden möglich, auch unser Volk zu erschüttern, nur so kam der Zusammenbruch, kam Versailles, Spaa, London, Paris und all die andern Werksteine an dem Wege der Schmach.

Deutsches Volk, Unterjochung und Ausbeutung, Not und Elend haben dich stählen gemacht und dich härter gehämmert. Wenn du auf deine unerschöpfliche, auch heute noch nicht erschöpfte Kraft vertraust, an deine Kraft glaubst, an die Zukunft deines deutschen Reiches und an den Sieg Deutschlands über den Geist des zerstörenden Materialismus über den Geist des zerstörenden Materialismus, dann hast du auch jetzt die Kraft, dem Berge, der Glaube verleiht, der fürst alle Ablen und Massen und ist unüberwindlich. Unser Glaube ist die Macht!

Deutsches Volk, vertrau auf dich, glaub an dich selbst und du wirst siegen. Der Glaube ist deine Waffe als Siegfried wider den Lindwurm, mit dieser Waffe, deutscher Siegfried, erlagst du dem Feind! So wirst du der Erretter deines im Wammschlumpfe verfunkenen Volkes, so wirst du der Erzieher der Welt!

Unser Glaube — unser Sieg!

F. G. Lindemann, Jherolden.

Stille vor Gedank' Her befehlen

Stille ist befehle mich unter feinen Schichten. Gedächtn. ohne

Parteien.

In jedem Staatsbürger sind Willensrichtungen verschiedener Art vorhanden, die außer ihm noch mehr oder minder starke Massen beherrschen. Diese Willensrichtungen suchen eine politische Form, ein Organ, das sich des Wollens und Schaffens der von der gleichen politischen Richtung getragenen Anhängergerichte annimmt und sich dessen bewußt ist. Das ist die Partei. Es ist auch notwendig, daß in einem organisch sich fortbildenden Staateswesen mehrere solcher Willensrichtungen vorhanden sind, denn ihr Zusammenwirken, ihr Ringen miteinander ist nichts Staatswidriges, sondern Staatsförderndes. Wir können nun solche unterscheiden, die der Ausdruck gewisser Weltanschauungsfragen sind — konservativ, liberal, sozialistisch, kommunistisch, völkisch u. a. m. — und wieder andere, die nur aus Eigennutz einiger ehrgeiziger Führer oder von Wirtschaftsklassen sich abheben, die nur für einen bestimmten Zweck zusammengelassen haben.

Bismarck der Schöpfer des Reiches, hat sich aller Parteien in der Volkserhebung bedient. Er setzte ihnen aber immer die Macht seiner Persönlichkeit entgegen. Es ist ein Tragisches von ihm gewesen, zu glauben, daß die staatspolitische Entwicklung der Parteien ohne sein Zutun weiter fortschreiten würde. Nach Bismarcks Weggang konnten seine Nachfolger den Parteien nur eins gegenübersehen, das war das Erstben des Obrigkeitstaates.

So haben die alten Parteien in der staatspolitischen Erziehung des deutschen Volkes wie auch in der inneren Selbstverwaltung vollkommen versagt, denn sie ließen es sich ruhig gefallen, daß sie von der Mitwirkung aller großen Aufgaben, das war vor allem die Außenpolitik, ausgeschlossen wurden, und dies gerade, da ein rein persönliches Regiment des letzten Monarchen sich besonders stark auswirkte. Auch bei andern wichtigen, die ganze Nation berührenden Fragen, erwiderten die Parteien immer den Einbruch, als ob die Regierung nationale Maßnahmen immer nur erlangen konnte durch irgendwelche innerpolitischen Vorteile, die der einen oder andern Partei dafür gegeben werden mußten. Parlamentarischer Kuppelbau.

Auch die Parteien der Nachkriegszeit haben aus den Fehlern ihrer Vorgängerinnen nichts gelernt, und so ist jetzt der Zustand entstanden, den man allgemein mit Parteilismus bezeichnet und der große Teile des Volkes zur völligen Ablehnung der Parteien veranlaßt. Diese Ablehnung muß sich natürlich auch gegen das Wirkungsgebiet der Parteien, das Parlament, richten. So können wir aus den Lehren der Vergangenheit und den Erfahrungen der Gegenwart den einen berechtigten Schluss ziehen, daß das augenblickliche System der Zusammensetzung des Parlaments nach den vorhandenen Gruppen nichts Volkseignendes, weil nie das ganze Volk Ergreifendes, ist, und nichts, was den deutschen Staat der Zukunft tragen kann. Wo haben die Parteien, das Parlament, dem deutschen Volk Ziele und Gedanken gegeben, die eines großen Opfers und eines Einsatzens der Einzelpersonlichkeiten wert wären? Schluß, trauriger Egoismus, daß nach dem Dollar beherrschten die Masse. Und doch sind nur große Ziele, die den ganzen Menschen erfassen, in der Lage, Erziehung des Volkes zum Staatsgedanken zu erreichen.

Wo stand jemals im Mittelpunkt der parlamentarischen Erörterungen das Ziel der ganzen Nation in all seinen Zufälligkeiten? Die Wiedergewinnung staatlicher und wirtschaftlicher Souveränität, zu deren Wiederherstellung man ja freilich verschiedene Wege für möglich halten kann. Wo aber war auch nur der Ausdruck eines solchen, alles andere überwindenden Gedankens? Immer und überall sehen wir an Stelle dessen die Parteien die eine Frage in den Vordergrund stellen: Wie stark ist meine Parteistellung, wie kann ich auch aus allgemeinen sozialen und nationalpoli-

tischen Fragen Nutzen für meine Partei ziehen? Und dann die Berücksichtigung der Angehörigen der jeweils in der „Macht“ sich befindlichen Partei! Durch Einstellung von Parteifunktionären in den verschiedenen Ämtern, im Reich, in den Ländern und Kommunen!

Alles dieses ist partei egoistisches Gebaren und dadurch hervorgerufene Gesamtschmerz pflegen wir mit dem Ausdruck Parteilismus zu bezeichnen. Wir wissen, daß verschiedene Strömungen im Lande stets da sein werden und auch nicht ungenüßig sind. Nur dann aber haben solche „Ausdrucksformen“ des politischen Willens im Volke, was also die Parteien in ihrer heutigen Gestaltung nicht sein können, für den Staat und auch im andern Sinne ein Daseinsrecht, wenn sie gewillt sind und so aufgebaut sind, daß sie all ihr eigenes Interesse in großen Lebensfragen des ganzen Volkes hinter das allgemeine Wohl des Staates und Volkes zurückstellen. — II —

Der Deutsche und seine Erziehung zum Staatsbürger.

Der Deutsche!

Er ist das Urbild des paradiesischen Menschen. Kultur und Zivilisation haben wenig vermocht, ihn zu ändern, — ihn zu verfeinern. Es wird ihm schwer, rassenmäßige und stützliche Gehege aus dem Göttergötter zu bringen. Seine Wesenheit ist Staat. Diese Natur ist nicht unsonst sprachlich geworden, sie ist Krantheit geworden. Die Jahrhunderte seiner Geschichte haben es nicht vollbracht — obgleich die Geschichte die beste Lehrmeisterin ist — ihn frei zu machen von einer Abhängigkeit. Der erregende Pol jeder geistigen und wirtschaftlichen Epoche war Frankreich. Die Völker Galliens sind lebhafter, triebhafter. Ihre Wesenheit ist Dynamik. Doch dieser Antrieb verbraucht ihre Stärke und Kraft.

Da kommen die Deutschen und vertiefen, verarbeiten, reinigen und erweitern den neuen Gedanken und werden zum Volk der Denker und Dichter. Nun sprechen die Verufenen — naturgemäß — von dem Zusammenschluß beider Völker. Sie denken die französische Mühsamkeit in Liebespaß gegen germanisches Wesen, nur daß der Liebespaß auf der einen Seite der Liebe entbehrt, während wir sie umso mehr aufrufen — sollen. Und obgleich diese Verbrüderung ihre guten Seiten hat — denn wir gewinnen dabei geistige Güter —, müssen wir um unserer Ideen willen im Bewußt auf diese Abhängigkeit verzichten. Die Folge ist, daß wir den Trieb und das Wollen selbst in uns finden und werden müssen. So mag man uns ernstlich schelten in einer Zeit, wo „Völkerverbrüderung“, „Rassismus“ Mode geworden ist.

Daran können wir nur denken, wenn wir zu einer solchen Idee erst reif sind, d. h. wenn wir in einem solchen Zusammenhang als Volk bestehen können und über das Weltbürgertum hinaus Staatsbürger bleiben. Dorthin führt ein weites Weg — gerade für den Deutschen, denn er ist noch nicht einmal ein guter Staatsbürger, wie kann er die Pflichten eines Weltbürgers wahrnehmen? Ich muß ein guter Bürger meines Staates werden! Demem Endzweck dient die staatsbürgerliche Erziehung. Jede Erziehung setzt Mängel voraus. Diese Schwächen spiegeln sich am schärfsten in Zeiten völliger Not wider. Und welches sind die Schwächen? Die größte bleibt immer die — Erkenntnis eines Fehlers und darüber hinaus die Furcht vor ihrer Beseitigung. Beide entspringen der Abneigung gegen Neuerungen und der — oben schon erwähnten — krankhaften Bequemlichkeit. Schütteln wir diese zwei lästigen Kräfte ab, so erscheint uns das erste Gebot so leicht erfüllbar: Anteilnahme am großen Geschehen im Staate! In der Staats-Politik!

Am Gottes willen, kommen die Einwendungen, treiben

wir nicht genügend und sogar zuviel Politik? Und da liegt ein weiteres Dummheit. Die Stammtisch-, Kirchturm- und Katheder-Politik ist umso gefährlicher, dann liegt uns lieber Ohr und Herz von jeder Kritik am Staatswesen rein halten! Nein, Politik heißt „Staatskunst“. Der Bürger soll die Kunst, einen Staat zu lenken, erkennen und wahrhafte Staatsmänner — nur soweit sie Künstler sind — achten und schätzen lernen. Doch die Antwort schallt: Was geht mich der Staat an, wenn die Staatslenker ihre Pflicht erfüllen? Ach, du armer Deutscher, weißt du nicht, daß du der Staat selbst bist, daß die ganze Politik der Führer dahin wirken soll, dein Leben zu schätzen, dein Gut zu erhalten und zu mehren. So gilt als erste Stufe der staatsbürgerlichen Erziehung die Erkenntnis vom Wesen des Staates und des Staatsbürgers. Diese Erkenntnis vermittelt uns die „Staatsbürgerkunde“, die der erwachsene Mann aus dem Volke von heute nicht kennt. Doch auf dem Schulpfad jeder Volksschule wird man jetzt das Wort aufgeschrieben finden, und das ist mit das Beste, was die Reichsversammlung geschaffen hat (Art. 148): Staatsbürgerkunde ist Lehrfach der Schulen. Auch wir trieben früher Staatsbürgerkunde in jeder Stunde, die man uns unterrichtete — eben nicht bewußt. Und hier liegt des Lebens Kern: Staatsbürgerkunde muß bewußt gelehrt werden!

Was ist nun Staatsbürgerkunde? Es ist das Wissen für den Staatsbürger sich unterrichte absichtlich das „Wortchen „ist“, da es sich nicht um eine Wissenschaft „dort“ oder „über“ handelt. Dieses Wissen ist aber gering. Wir müssen etwas von der Staatskunde wissen, von der Verwaltungskunde, von der Gesellschaftskunde, von der Wirtschaftskunde, von der Wirtschaftsgeschichte, von der Gesellschaftswissenschaft (in die auch die Geschichte hineingezogen werden muß). Ein reiches Stoffgebiet, und doch breiten wir tagtäglich von diesen Wissenschaften, lernen und erfahren:

Staatskunde: Wir streiten uns um Begriffe der Monarchie und Republik, wir unterhalten uns über gesellschaftliche, ausführende und richterliche Gewalt.

Verwaltungskunde: Wir haben Verhandlungen und Beschlüssen mit Behörden und Körperschaften, mit dem Bürgermeister, Landrat, Regierungspräsidenten, Oberpräsidenten, Landes- und Kreispräsidenten.

Gesellschaftkunde: Wir scheitern über Bestimmungen und Verordnungen.

Der tägliche Kampf um Brot und Geld, Begriffe des „Sozialismus“, „Kapitalismus“ öffnen uns die weiten Gedankenkreise der Wirtschaftskunde. In Vorträgen, Abhandlungen und Zeitungen erörtert man Rasse- und Religionsfragen, in der Schule erleben wir das Leben und Sterben der Völker und Menschen. Das ist Gesellschaftskunde. Sind wir nun bewußt zur Erkenntnis über die Vorgänge und Beziehungen im Staatswesen gekommen, so stellt sich vor selbst die Achtung und Liebe zum Volksganzen ein. Man wird sich bewußt, daß man ein so schmerzvoll teilhaftig im großen Staatsgerichte bedeutet und daß kein Fehlen dieser Schraube und jenes Rädchen der Gang gehemmt wird. Aus dieser verantwortungsvollen Einstellung heraus ergibt sich die rechte staatsbürgerliche Gesinnung. Diese Gesinnung besteht im Handeln und Wirken auf dem Boden deutschen Volkstums. Der Vorwurf der Reichsverfassung, leider wird er nicht befolgt, enthält diesen Geist: Einigkeit der Stämme, Erneuerung und Festigung des Reiches in Freiheit und Gerechtigkeit, Erhaltung des inneren und äußeren Friedens und Förderung des gesellschaftlichen Fortschritts.

Die Voraussetzungen zu diesem Staatsbürgergeist liegen im Innern des Menschen geborgen, in dem Glauben an das deutsche Wesen und die deutsche Zukunft.

Willy Genzje.

Stimmen aus Wallhall

Gedenktage.

- 1917. 11. 10. Eroberung der Insel Oesel, Moon und Dogo durch die Deutschen (bis 17. 10.)
- 1492. 12. 10. Kolumbus entdeckt Amerika.
- 1924. 12. 10. Das Doppeljubiläum S. Z. R. III startet in Friedrichshafen zur Fahrt nach Amerika.
- 1914. 13. 10. Die Deutschen besetzen Lille und Gent.
- 1852. 15. 10. Der Turomater Friedrich Ludwig Dahn in Freiburg an der Unstrut gestorben.
- 1813. 16. 10. Völkerschlacht bei Leipzig (bis 19. 10.)
- 1815. 16. 10. Landung Napoleons I. auf St. Helena.
- 1815. 17. 10. Der Dichter Emanuel Geibel geboren.
- 1917. 17. 10. Deutsch-englisches Eeregeleit bei den Schetlandsinseln.
- 1831. 18. 10. Kaiser Friedrich III. geboren.
- 1913. 18. 10. Einweihung des Völkerschlachtdenkmals bei Leipzig.
- 1915. 18. 10. Beginn der dritten italienischen Monzoffensiv (bis 6. November.)

Der Lud

des Prinzen Louis Ferdinand.

Ein Gedenkblatt zur 120. Wiederkehr des Todesages am 10. Oktober.

Kürzlich waren es 75 Jahre her, daß das deutsche Volk in dankbarer Erinnerung des Todesages des Prinzen Wilhelm von Preußen gedachte. Am 10. Oktober ist der unglückliche Trauertag, der den prächtigen Preußenprinzen Louis Ferdinand zum Opfer forderte. Gerade in unserer kaiserlichen Zeit, in der das Hohenzollernhaus von rotem Geschmuck mit regem Bewußt sein, müssen wir doppelte Aufmerksamkeit den leuchtenden Gestalten des alten Fürstenhauses mit regem Interesse entgegenbringen.

Eine Idealgestalt, eine echte Hohenzollernnatur voll Latenturbit und Energiekraft, steht der Prinz vor uns, wie ihn Theodor Fontane beschreibt:

„Sechs Fuß hoch aufgeschossen, ein Kriegsgott anzuschauen, der Liebling der Genossen, der Abgott schöner Frau'n, blauäugig, blond, verwegene, und in der jungen Hand den alten Preußenlegen: Prinz Louis Ferdinand.“

Aber seinen Tod hat man viel geklammert. Man schrieb den unglücklichen Ausgang des Gefechtes bei Caasfeld nur seiner ungezügelten Kühnheit, seinem strahlbaren Angehörigkeit zu. Wir scheinen aber die Worte eines wichtigen Beurteilers hier den richtigen Aufschluß anzuwenden. In seinem Werte über die Taten und Schicksale der Reiterei sagt nämlich Canig: „Wohllunterrichtete Männer behaupten, der Tadel der Unvorsichtigkeit sei dem tapferen Prinzen ganz im Unrecht gemacht worden. Er habe sehr gut gewußt, wie die Sache stand, und sich nicht überlegte Kampflust, sondern der ernste, edle Entschluß, sich mit dem Wohl des Ganzen auszuopfern, habe ihn bestimmt, dem Gefecht bei Caasfeld nicht auszuweichen, in welchem er seinen Triumph suchte, aber ein ruhmgekröntes Grab fand.“

In der Nacht vom 9. zum 10. Oktober empfing der Prinz die Nachricht, daß die Franzosen unter Marschall Cannes auf Caasfeld marschierten. Er beschloß, diesen Ort bis zum Eintreffen der Sauparmee als Führer der Vortruppen zu halten und dadurch den Marsch der Hohenzollern Kämpfer über die Saale zu bedenken. Napoleons Befehle zeigen, daß er dabei mit sicherem Blicke die Bedeutung dieses Postens erkannt hatte. Am 10. Oktober, vor Tagesanbruch, drängten die Vortruppen des unter Cannes über Gräfenfald herandringenden französischen Heeresstills die preußischen Posten, die über Caasfeld hinausstanden, gegen diesen Ort zurück. Der Prinz eilte auf diese Nachricht, und da er selber schon das Gewehrfeuer der Kanonen hörte, mit 6000 Mann von Fußsoldaten gegen Caasfeld vor. Bald entwickelte sich die Stärke des Reiches, die gegen 30000 Mann betrug. Die Preußen waren überall im Nachteil, doch unterließ der Prinz den Streit fünf Stunden lang. Er hatte wohl seinen Zweifel, daß der Rückzug von Hohenzollern, doch benachrichtigt hatte, zur Unterstützung heranziehen würde. Bei den teilweise Anfällen, welche gleich anfangs eintraten, zeigte er in einem hohen Grade, die bei seiner sonstigen Lebensweise in Erfahrenen letzte, gelassene Ruhe und besondere Tätigkeit. Er führte die Reiter ins Gefecht und gestellte sich zu dem

Fußvolk, er ritt unter den Schüssen umher, und ermunterte zur Ausdauer. Allein die Reiterei konnte die feindlichen Massen nicht hemmen, die zusammengeschlossenen Bataillone mußte weichen, die Unterstufung kam nicht. Der Prinz wollte nicht zurück, auf einer Wiese ordnete er verprengte Jäger zu neuem Kampfe, die Franzosen drangen heran. Gestümmel von Reitern und Fußvolk ritz ihn mit fort. Um nicht gefangen zu werden, mußte er über einen Zaun springen, aber sein sonst vorstreichendes Pferd blieb mit dem einen Fuß hängen, ein feindlicher Reiter sprengte heran, und hieb den Prinzen in den Hinterkopf. Darauf stürzte ein Wadmeißler des 10. französischen Husarenregiments, der ihn als einen Befehlshaber erkannte, auf ihn los, und rief ihm zu, er solle sich ergeben. Der Prinz antwortete durch einen Edelstich. Augenblicklich empfing er selbst einen Stich in die Brust; mit zwei löblichen Wunden hielt er sich noch eine kleine Strecke zu Pferde, geleitet von seinen beiden herbeigeeilten Adjutanten, dem Hauptmann von Valentini und dem Leutnant von Politz, von welchen dieser auch schon im Arm verwundet war. Der Feind drängte beständig nach, der Prinz sank vom Pferde, und auf grünem Gras, am Ufer eines kleinen Baches, gab er seinen Geist auf.

„Darauf den andern allen, er stolz zusammenbrach, Prinz Louis war gefallen und Preußen — fiel ihm nach!“ Feindliche Husaren wüteten noch gegen den Toten. Mit dreizehn Hieben und Stüchwendungen fand man ihn erstarrt und nicht ausgenommen. Seine Leiche wurde von den Franzosen nach Caasfeld gebracht und beigesetzt, in der Fürtillungstiefe beigesetzt. Später wurden seine Überreste nach Berlin in die Domkirche gebracht. Seine Schwelger, die Prinzessin Louise von Preußen, vermachte Fürstin Radziwill, ließ dem geliebten Bruder im Jahre 1823 an dem Orte, wo er fiel, durch Schadow und Friedrich Lied ein Denkmal errichten.

Das Ehrenmal an seiner Todestätte gebietet dem Wanderer Halt mit den ehernen Worten: „Glorreich brach der gefallene Held die blutige Kriegsbahn, mit Leonidas Mut land er Leonidas Tod.“

Aus der Spartaner erpflanztem Speer grünt ewiges Palmalund, Ludwigs geliebter Stahl flammt in unsterblichem Licht.“ Hermann Hint-Königsberg/Pr.

Aus dem großen Völkerbunde

Von deutscher Kriegsschuld.

Dass Deutschland nicht am Kriege schuldig ist, wissen unsere Feinde genau. Aber sie geben es nicht zu. Denn sie müßten sich damit selbst als die Schuldigen bekennen. Und sind ihre Staatsmänner insoweit höchstens Mittelmäßigkeiten, so sind sie doch nicht so töricht, um mit solchem Bekenntnis ihre Macht über uns freiwillig aufzugeben. Deshalb bezeichneten sie auch in Locarno wieder die Kriegsschuldfrage als Nebenächlichste.

Nun führen aber doch Männer nationaler Richtung gegen Locarno, und keiner von ihnen hat den bereiten Mund auf, um Deutschlands Unschuld zur Voraussetzung für Verhandlungen überhaupt zu machen. Was hat sich da hinter fremdenwelen Kulisfen abgespielt? Jedenfalls sind auch im nationalen Lager Hemmungen und Bindungen vorhanden, deren Art noch nicht ganz klar zu erkennen ist. Sind es tatsächliche Vorteile wirtschaftlicher Art für gewisse Interessentengruppen — und so münzelt man bereits sehr stark, dann ist natürlich des deutschen Volkes Freiheit, die sich nur auf seiner Unschuld am Kriege aufbauen kann, etwas Nebenätzliches.

Uns aber, uns allen Soldaten, erwächst aus solcher Lage eine brennende, eine heilige Pflicht. Geht es nicht von oben, geht es von unten. An die breiten Massen unserer Arbeitsbrüder müssen wir heran, um ihnen zu zeigen, daß unser aller, also auch ihr Schicksal am engsten mit der Kriegsschuldfrage zusammenhängt. Wir wollen es ihnen am besten folgendermaßen klar machen.

Ein jeder merkt, daß es ihm vorn Kriege besser gegangen ist. Wer arbeiten wollte, hat auch jetzt verdient, daß er mit Frau und Kind nicht nur Wohnung, Kleidung und Nahrung bestreiten, sondern auch einen Notpfennig zurückerlangen konnte. Jetzt arbeitet er auch, aber es langat hinten und vorn nicht zu, und an Sparen ist überhaupt nicht zu denken. Woran liegt das? Da, deutscher Bruder, da steht dir unsichtbar, der Feind da und nimmt dir von deinem Arbeitsverdienst den größten Teil weg. Denn was wir an direkten und indirekten Steuern zahlen müssen, das bekommt vor allem der Feind. Wen treffen solche feindlichen Maßnahmen am härtesten? Die breite Masse unseres arbeitenden Volkes ist der Leidtragende, und gegen sie vor allem führt der Feind noch jetzt den Krieg. Lüge und Schwindel war es ja, wenn man erklärte, den Krieg gegen den Kaiser und den „Militarismus“ geführt zu haben. Denn diese beiden angeblichen Kriegsschuldigen sind ja bereits wieder, und der Vernichtungskrieg gegen Deutschland geht doch weiter. Und das ist auch logisch. Denn wenn man in deutscher Landen den Krieg verurteilt hat, dann war es der deutsche Arbeiter. Ja, spühet nur die Ohren, ihr Kameraden Schindler und Schloffer, ihr Bergleute und Steinbrecher, ihr Arbeiter und Zimmerleute, all ihr Handwerkergehilfen, die ihr schärfst mit Arbeitskraft! Euch hat der Feind gebüht, euch gebt er noch heute. Und nicht minder büht und fürchtet er eure Arbeitskameraden, den Techniker und Ingenieur, den Chemiker und Physiker, den Arzt, den Gelehrten und den flinken deutschen Kaufmann.

Alle diese Deutschen haben durch ihren Fleiß und ihre Tüchtigkeit den Haß der Feinde und damit den Krieg heraufbeschworen. Sie müssen gebrochen, müssen vernichtet werden. Aus ihnen setzen sich die 20 Millionen zusammen, die nach Clemenceau in Deutschland zwiel leben. Und ehrlid zugestanden, man kann solche Gefühle dem Feind nicht ernstlich übel nehmen. Wenn man in der englischen Stadt Sheffield vom Kriege ein gutes Messer kaufen wollte, dann bekam man feins aus dieser Stadt selbst, in der die englische Stahlindustrie zu Hause ist, sondern ein deutsches aus Solingen vorgelegt. Brüsseler Spitzen und solche aus Valenciennes stammen aus Plauen oder Greiz, was auch während des Krieges manch Deutscher erfuhr, der seiner Frau etwas besonders Schönes mitbringen wollte. Landwirtschaftliche Maschinen aller Art hatten selbst in Amerika das Besten das heimische Ereignis verdrängt, weil deutsche Arbeit besser und billiger war. Deutschlands blühender Welthandel drohte den englischen zu überflügeln. Und deshalb schrieb bereits im Jahre 1897 die englische Zeitung „Saturday Review“, daß England kämpfen muß um 250 Millionen Pfund jährlichen Handels. Ein russischer Diplomat äußert sich 1914 dem Norweger Peter Hansen gegenüber, man hätte die deutsche Konkurrenz nicht länger aushalten können.

Wußte man in Deutschland von solchen Plänen und bereitete man sich darauf vor? Wäre die kaiserliche Regierung wirklich so trieglustig gewesen, wie man sie gern hinstellt, dann hätten wir in voller Rüstung dagestanden und dadurch die kriegerischen Gepläne unserer Feinde ohne Kampf gebämpft. Statt dessen glaubte man, mit diplomatischen Mitteln die Lage noch retten zu können, und auch die letzte Heeresvorlage war unvollständig und ungenügend. Die Forderung Ludendorffs, drei neue Armeekorps aufzustellen, wurde vom Kriegsminister nicht einmal dem Reichstage unterbreitet. Warum? Man hielt es für zuwider, da das damalige Parlament ja doch abzulehnen würde. Der französische General Buat schätzte die somit unterließene deutsche Heeresvermehrung auf 600 000 Mann. Mit ihnen hätte Deutschland auch nach seiner Meinung schon in den ersten Monaten seine Feinde zerschmettert.

Und wiederum bist du kriegsschuldig, du deutscher Arbeiter, der du dich von internationalen Verbrüderungsphrasen betören ließe. Die Leute, die deine Führer sein wollen, veranlassen dich z. B. 1900 in großen Verbrüderungsveranstaltungen gegen das Flottengesetz Einspruch zu erheben. Du ahnest nicht, wie töricht du warst, da du dir ja selbst damit eine Seigerung des Arbeitsverdienstes weissen wolltest. Und wenn du über Steuern vorm Kriege schaltest, flammtest du nicht doch, als sich zu Kriegs-

beginn die Kammern öffnen und du deine vollständige Einleitung und Ausrichtung daraus empfangst? Man's Kamerad hat mir damals versichert, hätte er solche Anlage auch seiner Steuergrößen vorher gemacht, würde er nie geschimpft haben. Und jetzt ist wohl jedem klar, daß wir billiger davonkommen werden, wenn wir unsere Rüstung fertig gestellt hätten, als jetzt, da unsere Feinde uns auspressen.

„Das alles leuchtet mir ein. Aber warum habt ihr mir nicht früher gesagt, als es noch Zeit war?“ So wird ein Kamerad, der sich zu uns zurückfinden will, uns antworten. Wie war es damit früher bestellt? Hand aufs Herz! Ihr hättet uns nicht geliebt, sondern hieltet nur das für wahr, was eure „Führer“ euch mitteilten und die internationale Zeitung verbreiteten. Daß man aber an jenen leitenden Stellen genau Bescheid wußte, bekundete z. B. Herr Scheidemann 1916 in Heidelberg. Lange vor Beginn des Krieges habe man gewußt, daß in den französischen Kavernen, Schulen und Vereinen der Krieg gegen Deutschland geführt wurde. Aber den breiten Schichten des deutschen Volkes hat man solche Kenntnis nicht vertragen, weil dann das ganze Parteigebäude wie ein Kartenhaus zusammengefallen wäre.

Wieder soll gerade der durch die Kriegsschuldfrage am meisten getroffene deutsche Arbeiter im Unklaren gehalten werden. Man redet ihm vor, daß man durch Aufrollung dieser Frage alle Verhandlungen und jede Verständigung mit unseren Feinden gefährde. Die einzige männliche Antwort auf solch weibliches Gerede muß lauten: „Wir verlangen von allen leitenden Stellen in Deutschland die amtliche Erklärung der deutschen Unschuld. Parteien und Männer, die sich dieser deutschen Lebensforderung entgegenstellen, erobren nicht mehr zum deutschen Volke. Bis diese Forderung erfüllt ist, gibt es keinen Vertrag mit unseren Feinden, der uns binden könnte. In den Völkerbund sollen wir eintreten, jener Vereinigung von Pläubern und Wüßredern.“ Nimmermehr! Wägen unsere Feinde weiterhin ihr schändliches Handwerk fortsetzen, Gemeinschaft mit ihnen legen wir ab, bis man uns Genugtuung gab für alle Verwundungen. Darum auch heraus endlich mit einer amtlichen Zitate feindseliger Kriegsverbücher! Ehe nicht die zahllosen Verbrechen gegen deutsche Kriegsgefangene, Frauen und Kinder geübt sind, ist an Frieden nicht zu denken.“

Unser, der allen Soldaten, Aufgabe ist es also vor allem, die noch abeilebenden deutsche Arbeiter und Brüder deutschen Blutes von der Gemeinamkeit der Interessen in der Kriegsschuldfrage zu überzeugen und so allmählich unser ganzes Volk zu einer machtvollen Einheit zusammenzuführen. Haben wir das erreicht, zwingen wir auch die noch widerstrebenden amtlichen Kreise zu unserem Willen oder erlegen sie durch Massen unserer Geistes. Solche Arbeit sind wir vor allem auch den gefallenen Kameraden und ihren Witwen und Waisen schuldig. Wenn wir reinigen die Toten damit von dem Vorwurfe, daß sie bei Ausübung eines Verbrechens, dieses Krieges nämlich, ihr Leben eingebüßt und damit nicht den Tod des Soldaten, sondern den des Gerichteten erlitten haben. Schuldig sind wir es auch unserem Marschall, der nur dann unseres Volkes Helfer sein kann, wenn wir alle ihm helfen. Und den deutschen Kindern sind wir es schuldig, damit sie nicht für alle Zeiten mit dem Brandmal des Verbrechens einberufen müssen. Wer aber in Blindheit und Unkenntnis und durch Duldung an der Kriegsschuldfrage mitgeschuldig ward, der arbeite doppelt an der Förderung der Wahrheit.

Erich Hammer.

Die Legende um Ritchener.

Die Meldung der „D. A. Z.“ vom 9. August, veröffentlicht in Nr. 368 vom 10. August aus London läßt den Kampf um die Person Ritcheners erneut aufleben, insbesondere ist es die Todesursache Lord Ritcheners, die allem Anschein nach heute in weitesten Kreisen unstrittig ist und auch das englische Volk tatsächlich noch immer im Unklaren läßt, ob die Ansicht der englischen Admiralität zutreffend ist, daß der Kreuzer „Gampshire“ bei den Orney-Inseln auf eine deutsche Mine gelaufen sei, die das Unterseeboot U 75 kurz vor der Elagerralschlacht dort gelegt habe. Daß diese Ansicht der englischen Admiralität keineswegs eine allgemein anerkannte ist, beweist die Tatsache, daß selbst prominente Engländer ihr nicht beitreten. Es wurde vor einiger Zeit der bekannte und gefürchtete Politiker Lord Alfred Douglas zu einer Gefängnisstrafe von sechs Monaten verurteilt, weil er in einem in Millionen verbreiteten Flugblatt die Behauptung aufgestellt hatte, Lord Ritcheners Tod sei nicht auf einen deutschen Torpedo, oder auf eine deutsche Mine zurückzuführen, sondern auf ein Attentat durch Volkshewer, die verhindern wollten, daß Lord Ritchener die zaristische Armee reorganisierte. Auch in dem kürzlich erschienenen Buch des Engländers Viktor Wallace Germain: „Die Wahrheit über Ritchener“, das ungeheures Aufsehen in der großen englischen Presse erregt und sogar zu einer Aussprache im englischen Unterhaus geführt hat, wird die Ansicht der englischen Admiralität nicht geteilt. In diesem Werke, das im übrigen bedeutungsvolle Entwürfungen über Kriegsschuldfrage und Versailles enthält, und in deutscher Uebersetzung im Verlag Theodor Weicher, Leipzig, erschienen ist, hat sich auch General Ludendorff auf Bitte des englischen Verfassers über den Tod Lord Ritcheners folgend geäußert:

„Sein geheimnisvoller Tod war nicht das Werk einer deutschen Seemine oder eines deutschen Torpedos, sondern der Kraft, die die russische Armee nicht gesund werden lassen wollte durch Lord Ritcheners weisse bereits den Untergang zaristischer Flugblat beschoffen hatte. Seine Fähigkeiten haben Lord Ritchener zum Tode gebracht.“

Diese bemerkenswerte Ansicht Ludendorffs, der ja als Oberste Heeresleitung genau darüber orientiert sein mußte,

ob sich zu der in Betracht kommenden Zeit ein deutsches U-Boot bei den Orney-Inseln befunden und dort Minen gelegt hat, hat in England größtes Aufsehen erregt und ist in das englische Buch in fast sämtliche aufgenommen.

Bei dieser Gelegenheit ist es deutsche Pflicht, auf den Inhalt und das Studium des Germain'schen Buches besonders hinzuweisen. Insbesondere enthält es eine Kritik der Seeschlacht am Elagerral, die bei uns allgemein bekannt zu werden verdient. Dasselbe gilt auch von dem englischen Urteil über die sonstigen Leistungen der deutschen Flotte und ganz besonders von seiner Beurteilung der Greuelpropaganda durch die englische Northcliffe-Presse. Noch wertvoller ist aber seine Bestätigung des Zusammenarbeitszwanges zwischen dem englischen und dem französischen Generalstab vom Jahre 1911 an und die Feststellung der Mißachtung der englischen Regierung am Ausbruch des Weltkrieges. Geradezu verblüffend ist das englische Zeugnis, wenn es lautet:

„Trotz der von britischen Ministern veröffentlichten Apologie“ so lesen wir, „tann die Behauptung tann aufrecht erhalten werden, die Katastrophe sei unangekündigt und unvorhergesehen über uns hereingebrochen. Dagegen sprechen die im Geheimen immer unter voller Kenntnis und Zustimmung der britischen Regierung geführten „conversations“ zwischen französischen und englischen Stabschefs, die geheimen Verhandlungen mit Italien, zu dessen geheimer Abwehr vom Dreieind (Teutonic Alliance). Und auf derselben Seite heißt es: „... die Politik Großbritanniens laubt fort (1912 und 1914) schwach, schwach und feige zu sein.“ Und auf diese Politik hatten Bethmann-Sollweg und seine Mitarbeiter ihr ganzes Vertrauen gesetzt und ihre Pläne für die Zukunft des deutschen Reiches aufgebaut!“

Und an anderer Stelle formuliert Germain folgendes Bekenntnis: „Wir wissen jetzt, daß die britische Regierung, während sie noch vom Frieden schwadete, schon längst mit dem Gedanken eines Krieges gegen Deutschland abgewartet (allied) hatte. Jährelang vor der Krisis waren die Generalschäbe von England und Frankreich mit Plänen für ein gemeinschaftliches Vorgehen in Angriff (1) und Verteidigung gegen die teutonische Macht beschäftigt. Allein die breite Masse des Publikums hatte im Jahre 1914 von diesen Dingen kaum eine Ahnung. Sie sah nur, wie Belgien zu Boden getreten wurde als unschuldiges Opfer eines brutalen Eindringlings.“

Nicht minder bedeutsam für die deutsche Öffentlichkeit erweist sich auch das, was Germain über die Rolle sagt, welche die englische Presse während des Krieges gespielt hat. Er beruft sich dabei auf das Zeugnis eines der angesehensten englischen Journalisten, Philipp Gibbs, der in seinem interessanten Buche „Adventures in journalism“ das volks- und völkerverwendende Treiben der Northcliffe-Presse mit scharfen Worten geißelt:

„Ein auf seinen Beruf stolzer Vertreter der Presse muß, wenn er die englischen Zeitungen aus der ersten Kriegszeit wieder liest, mit ihren Gefährten von dem vor Hunger und Kälte umkommenden Deutschland, mit ihrem Verschleuß von Greuelgeschichten und ihren wilden Verdrehungen der Wahrheit vor Scham erröten.“

Germain selbst faßt sein Urteil über die unheimliche Tätigkeit Northcliffe's in folgenden Worten zusammen: „daß zur Zeit eines Krieges, in welchem die ganze Zukunft des britischen Reiches auf dem Spiele stand, ein solcher Geist, dem jedes kühl erwachende Geistesgericht fehle, der abendselbst zeitweise mit unbegründeter Begeisterung oder mit finstlichen Haß- und Trostgefühlen erfüllt war, in der Lage gewesen sein konnte, durch Gemeinplätze einen mächtigen Einfluß auf die öffentliche Meinung und einen Druck auszuüben, vor dem sich der Ministerpräsident beugte, das ganze doch schon nahe an ein nationales Ansehn.“ Vom dem sog. Friedensvertrag von Versailles sagt Germain in einem Nebenatz am Schluß seines Werkes, daß er „an trasser politischer Torheit und an gefühlerloser Wichtigtuerei aller jener hohen Grundhüge, für welche Hunderttausende von unsern Volksgenossen ihr Leben dahingegeben haben, keinesgleichen nicht hat.“

Major a. D. Weberstedt.

Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter Fritz Kloppe. Verantwortlich für den Anzeigenteil Paul Debring; für die Unterhaltungsbeilage Max Benndt. Schriftleitung: Bolbergstraße 4. Verlag und Druck Karras & Koennecke, sämtlich in Halle a. S.

Sieben erschienen:

Dieke Lust!




Neue Ladung Frontwitz

(Sm Anhang das berühmte Schicht „Die Orbenverteilung“) Illustriert von R. Prüggenauer
Preis nur fact. Mk. 2.—, Ganzleinen Mk. 2.50.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder (nur der Nachnahme) durch den **Entenpiegel-Verlag, Magdeburg, W.,** Rastler-Friedrich-Strasse 25.

Coburger Hofbräu
 Telefon 28209 Halle a. d. S. Kaulenberg 1
 Coburger Hofbräu-Export, hell u. dunkel, Siphon-Verband
 Gute bürgerliche Küche · · · · · Wirtsch. in Anwesenheit
 Inh.: Johanne Raeder 898773

Steuer-Orchester Halle a. d. S.
 (Kapelle ehem. Militär-Musiker)
 Breitestraße 31 Fernsprecher 25100
 Leitung: Carl Steuer, Obermusikmeister
 (ehem. Carl. Militär-Regiment Nr. 75)
 empfiehlt sich bei allen vorkommenden Festlichkeiten in jeder gewünschten Besetzung

WELTKRIEGSLIEDER SAMMLUNG



H.F.

Kein Reiten mehr: Reifweg!
 Weltbekannt durch seine wunderbare, nie verfallende Wirklichkeit; deshalb anerkannt. Nach einmaliger Anwendung G. folgt. Auch bei Stiefeln allabendlich benützt. — Ausdauer munter. Sie laden wie eine glatte Reithose. Da die Reife Wunder gemacht hat, die Reiter Nachrichten in L. Auch wie haben gute Erfahrung gemacht, Reifweg hat wirklich große Vorteile. Ihr Reifweg hat gegen mein Nichts glänzend gewirkt. Ihr erg. Graf v. M. — Briefe Nr. 3.20 und 6.60. Erhältlich in Apotheken, mo nicht durch Reifweg-Fabrikation in Berlin W 30/S. Vertretungsadresse Nr. 34.

Deutschlands bestrenommierte Mützenfabrik
Clemens Wagner, Braunschweig 15
 liefert Wehrwölfsmützen zu Tabakpreisen, aus feinstem Orlon, Dobby, Tuch, Leinen, Seide. Über 1000 Dank-schreiben loben die Schönheit der Form, Leichtigkeit und Billigkeit der Mützen.
 Katalog mit Abbildungen und Tuchmuster gratis.
 Form 770, hiesiger Lederstreifen zusammenrollbar. 16,202

Meisterschützen
 bevorzugen die **KK Sport-Patrones** Nr. 726
 der **„Selkado“** in Weimar

Wehrwolf-Kameraden und andere Nationalgefeimte, kauft eure völkischen Zeitungen u. Abzeichen in Köln, am Hohenjollertring (Röhe Rudolphplatz) beim Wehrwolf-Kamerad Witt, Eichhoff, von 12-6 Uhr nachm.

Gegründet: 1905
Gemeinnützige für Beamte und Kranenkasse freie Berufe
 Die unterzeichnete, seit über 20 Jahren bestehende
 gewährt Arzt, Kranen, Brillen, Hüben, Krankenhaus- und Operationskosten, Wundhefte, Zahnbehandlung, Plomben, Krantengeld und Sterbegeld u. Zarif.
 Aufnahmeleiter: Erndtense bis 60, Kinder von 14 bis 21 Jahren.
Freie Arztwahl
 Monatsbeitrag: Ohne Familie 6 Mark, mit Familie 11 Mark.
 Aufnahme und Austritt durch die Geschäftsstelle Dresden, Schloßstraße, im ehem. Residenzschloß der Versicherungskasse für Beamte und freie Berufe, u. a. G. in Belgig

Rakete Weinberg.
 Inhaber: Emil Hecht.
 Idyllisch. Terrassengarten mit grossem Park.
 Eigene Konditorei :: Kegelbahn

Ein Attraktions-Programm
 Es konzeriert: Ernst Warlitz.
Mia Edlich, die hervorragend. Vortragskünstlerin.
Rolf Uhlend, Universalkünstler, die grosse Attraktion.
Gretel Kärtin, die 17jährige Meisterin der Spitzstanzkunst.
 Meister Kottelchen Humors Schriftsteller Ernst Warlitz proungiert wog. seiner Beliebtheit und seines sehr. Erfolges hat am 13. Okt. seinen Ehrenabend.
Fred Büsing, der fabelhafte Tanz-Frauentänzer.
5 Florida Girls, hübschste Tanzkünstlerinnen in höchster Vollendung.
 Trotz des Riesensprogramms Eintrittspreise auf allen Plätzen 50 Pf. Sonntage erhöhte Preise!

Zoologischer Garten Halle S.
 Regelmäßige Konzerte.
 Höchster Punkt von Halle · · · · · Wunderbarer Fernblick.
 Gerlich. alter Park auf dem Reilsberg.
 Neu!
 Aquarium und Terrarium.
 Straßenbahnlinie: Nr. 3, 5, 7.

Naumburg (Saale) Dunkelberg's Garten
 Verhees-Cotal sämtlicher vaterländischen Verbände
 Herrliche Lage am Bahnhof

Heimat und Volk
 Politisch-kulturelle Zeitschrift zur Pflege deutschen Volkstums und Volksbewußtseins
 „Heimat und Volk“ erscheint am 1. und 15. jedes Monats und kann durch die Geschäftsstelle Berlin S 14, Stallschreiberstr. 4 bezogen werden. / Vierteljahresbezug 1,25 Mk., für das Ausland halbjährlich 3.— Mk. / Probeummern sind unter Beifügung von 1.— Mk. anzufordern

Deutschen Gesundheitswarte
 Pflege dein kostbarstes Gut!
 Verlangte gegen Einbusung des Betrages von 35 Pfennig ein Probeheft der
 sie zeigt dir den Weg zur Gesundheit.
 Jahrl. 12 Hefte zum Preise von Mk. 6.—, vierteljährlich Mk. 1.50. Herausgeber Dr. med. W. H. o. p. (im Ausl. prom.)
 Verlag Deutsche Wohlfahrtskanzlei, Rudolstadt (Thür.)
 Die „Deutsche Gesundheitswarte“ ist gleichzeitig das Organ des „Bundes für deutsche Lebenserneuerung“.

Qualitäts-Musik-Instrumente
 und Saiten-Instrumente seit 72 Jahren ausserst preiswert
C. A. Wunderlich, Siebenbrunn (Vogl.) 141. Katalog frei.
 Vorstrichmächtige Schwalbenester, Trommeln, Pfeifen usw. Ausrüstung near-Edeln.
H nig Kien- schneider, gart., rein, beste Qual., 10 Pld.-Dose 10.50 Mk., alle 1 Lieder- büche 12 Mk., halbe 6 Mk., alle 2 Mk. Franko, Nach- 30 Plg. mehr W. Krieger, Großhesseln, Holzgerger, Hieser 87 A. W. 10117

Fahnen Abzeichen
 u. alle Fahnenzubehörrteile in Metall, Emaille u. Band
 Fest- und Kontrollabzeichen, Fahnenstiefeln, Schärpen, Fahnenhügel, Girlanden, Wimpel, Fähnchen, Papier- und Wachsfackeln, Blumen für Blumentage, Kottillonoorden, Theatermalerei und Bühnenbau
Vaterländische Fahnenfabrik, Köln a. Rh. 6
 (Telefon 118) Unter-Präsidenten-Angelobn. Kontost. 689/1889

Deutsche Abende
 erhalten stets eine besonders feine Weiße durch eine anbrunsvolle
vaterländische Theater-Aufführung.
 Die empfehle daher allen vaterländischen Verbänden, nationalen Vereinen usw. zur Anschaffung:

Als die eisernen Würfel fielen
 Großes vaterländisches Drama in 3 Akten aus Deutschlands Tagen der Erhebung von Konföderation D. Robert Falke Preis 2.— Mk., mit Rollenempfehlungen 20.— Mk.

Vaterland — Die Bühne
 Dramatischer Brolog aus der glorreichen Zeit der Hohenstauner — Vaterländisches Bühnenpiel aus dem besagen Gebiet in 1 Akt. Beide Stücke in einem Heft! Preis 1.20 Mk., mit Rollenempfehlungen 10.— Mk.

Der rote Ueberfall
 Ein Stück von Deutschlands schwerer innerer Not in 3 Akten von Fritz von Lantmann Preis 2.— Mk., mit Rollenempfehlungen 8.50 Mk.

Deutsche Treue
 Das bekannte, eindrucksvolle, einaktige Drama von Theodor Körner Preis 1.20 Mk., mit Rollenempfehlungen 7.— Mk.
 Auswahlfestbindungen stellen wir Interessenten bereitwillig zur Verfügung.

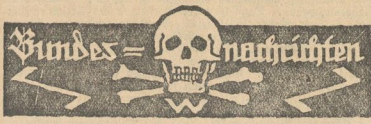
Wehrwolf-Verlag Karras & Koennecke, Halle a. d. S., Mittelstr. 11-13.

Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig
 Soeben erscheint in siebenter, neubearbeiteter Auflage:
MEYERS LEXIKON
 12 Halblederbände
 Über 160 000 Artikel auf 20 000 Spalten Text, rund 6000 Abbildungen und Karten im Text, fast 800 z. T. farbige Bildertafeln und Karten, über 300 Textbeilagen
 Band I, II u. III kostet je 30 Mk., Band III 35 Mk.

Sie beziehen das Werk durch jede gute Buchhandlung und erhalten dort auch kostenfrei ausführliche Ankindigungen

Im Tennisplatz, soll die Each 2. Geht FRITZ GEHWOL an? Schwanz voran
 Nach GELACKS GEHWOL, wenn's erwidert, daß seine Fülle ledern hold.
 *
 Gelacks Geh Wol: zur Passortfrage. Präservativ-Krem & Schweiß-der Fußball vermischt Wund- und Blasenläuse, besetzt Fuß-schweiß, käuflich in Apotheken und Drogerien.
 Für die FFB beim Tennisport KEBER GELACKS GEHWOL sofort





Bundesleitung: Fritz Kloppe, Halle a. d. S., Mozartstr. 12, II rechts. Telefon 24 252. Postfach-Nr. 101. Der Wehrwolf, Leipzig 493 33. Wehrwolfkaffe: Karten und Marken bei Kam. Otto Schulze, Halle a. S., Königsstr. 18. Werbemittel für Wehrwolf, Jungwolf und Opfergruppen und Anmeldeformulare nur durch den Wehrwolf-Verlag. Schatzkammer: Wehrwolf-Verlag. Wehrwolfliederbuch: Wehrwolf-Verlag. Materialmäßige Belegblätter: Wehrwolf-Verlag. Bildmotive, Postkarten: Wehrwolf-Verlag. Briefbogen, Druckbogen usw. mit Wehrwolfkaffe bei Karras u. Knoenede, Halle, Mittelstraße. Mitgliedsarten nur durch Landesverbände bzw. Gau. Abzeichen, Jungwolfmützenarten, Armbänder, Mägen, Krageplättchen usw. nur durch die Bundesleitung Halle, Mozartstr. 12.

Gliederung des Wehrwolf:

- Gau Halle: Max Wendt, Halle a. S., Bülbergstraße 4.
- Gau Elbe-Elster: Thomen, Eilenburg, Schwenkerstr. 9.
- Gau Mansfeld: D. König, Eisleben, Ammerweg 6.
- Gau Anhalt: G. Curth, Dessau, Opernium-Fremdenhaus.
- Gau Saale-Anhalt: P. Häcker, Naumburg a. S., Gleichenhofstr. 2.
- Gau Nordhann: P. Witt, Nordhausen, Bahnhofstr. 15a.
- Gau Ostpreußen: Wersbly, Königsberg, Gehäufstraße 2.
- Freiempfang Reichstein 741.
- Gau Ostpre. Dr. E. Schöner, Eutin, Berliner Tor 9.
- Gau Ostpre. Berlin: M. Bourneau, Berlin-Berlinerstr. 12.
- Gau Brandenburg: v. Morocombis, Frankfurt a. Oder, Holzmannstr. 2.
- Gau Grenzmark: v. Cappeln, Rittergut Hirschhuf (Post Roppen), Neumark.
- Gau Schlesien: Paul Schurig, Breslau II, Palmstr. 4.
- Gau Ober-Schlesien: Bruno Schmidt, Reichen, Parallelnstr. 1.
- Gau West-Schlesien: Gehlert, E. Schwanenburg a. W., Willemöhls-Neulendorf, Hamburg, Kreuzstr. 4 III.
- Gau Nordmark: Weber, Remsburg, Königsstr. 4.
- Gau Nieder-Sachsen: Hensch, Harburg-Elbe, Bodelmannstr. 3d.
- Gau Thüringen: Müller-Brandenburg, Weimar, Schleichstr. 225.
- Gau Ostfriesland: Epporn, Barbo, a. St. Halle, Goethestr. 24.
- Gau Godesheim: Schmidt, Leipzig, Turnerstr. 18.
- Gau Hannover: Pfeifenbrück, Neuhof-Neuberg, Gartenstraße 1.
- Gau Westfalen: S. Zuchold, Bremen, Meinkenstr. 46.
- Gau Westfalen: Gehlert, Lindemann, Berningafen bei Herford, Heimschallerstr. 60.
- Gau Westfalen: Huerber, Frankfurt a. M., Postfach 624.
- Gau Baden: E. Hoffner, Karlsruhe, Poststr. 8.
- Gau Schwaben: Meppis, Reimel-Hedder, Stollbergstr. 25.
- Gau Württemberg: Schöner, Reutlingen, Friedrichstr. 17.
- Gau Südbaden: Schöner, Reutlingen, Friedrichstr. 17.
- Gau Baden: Cremer, Köln, Bergstr. 33.

Gau München-Glabbech: A. Groß, München-Glabbech, Markt 32. Burgau: Oswald, Effen, Poststraße 121 L. Bergisch-Land: Heinz Luchlinger, Barmen, Höhnstr. 3. Amt für Auslandsbeziehung: Max Wendt, i. d. B. Bundesführer, Halle, Bülbergstr. 4. Amt für westpreuss. Begegnung: E. d. Heibelberg, Radenburgerstr. 46, Rejomolung. Amt für Seeabteilung: L. B. Offler: Dr. Eichbaum, Eutin, Berliner Tor 9. Leitung der Opfergruppen: Dr. Margard Kerren, Berlin-Briedenau, Bienenstraße 34.

Am 27. September ds. Jrs. verschied plötzlich unser Kamerad
Fritz Stammlinger
im 20. Lebensjahre. Wir verlieren in ihm einen lieben Kameraden und werden ihm stets ein ehrendes Gedächtnis bewahren.
Ortsgruppe Strenz-Hauendorf.

Beschlüsse der Führerverammlung.
Am 3. Oktober fand in Berlin eine Führerverammlung der Landes- und selbständigen Gauführer statt. Die weittragenden Beschlüsse derselben werden den Ortsgruppen durch die übergebene Gliederung zugehen bzw. auch in der nächsten Nummer der Zeitung veröffentlicht werden.

Anschriftenänderung.
Der Bundesführer und damit auch das Bureau der Bundesleitung ist von Lafontaine, 18 nach Mozartstr. 12 verzogen. Wir bitten, diese Anschriftenänderung beachten zu wollen.

Wevelsberg (Weßfalen).
Am Sonntag, den 17. 10. 26, findet hier die Gründung der Eltehard-Gruppe statt. Aus diesem Anlaß beabsichtigt die Ortsgruppe Wevelsberg eine möglichst nationale Kundgebung zu veranstalten. Wir bitten alle Kameraden des L.-B. Weßfalen am Sonntag nach hier zu kommen und durch eine machtvolle Geschlossenheit zu zeigen, was der Wehrwolf ist. Die Ankunft der Kameraden müßte bis spätestens 10.30 Uhr vormittags erfolgen. Anschriften an Ortsgruppen: Gustav Hungenberg, Wevelsberg 1. W., Roemerstraße 48.

Gau-Appell, Gau Halle.
Der Sonderzug ab Halle fährt vormittags 8.10 Uhr. Ortsgruppen, die ordnungsgemäß die Fahrgelder und den Preis für das Gefäßabzeichen überwiesen haben, empfangen

Fahrkarte und Gefäßabzeichen durch ihren Untergau- bzw. Kreisführer. Der Sammelplatz des Wehrwolf in Weßfen ist der Haltepunkt Nüchel bei Weßfen. Alle in Weßfen ankommen Wehrwolf-Gruppen werden durch Weßfener Kameraden hierher geführt. Marienstraße des Hauses Halle ist folgende: Die Kreise Niemberg, Halle, Weßfen, Eßleben, Elstertal, Aldeleben, Merseburg und der Untergau Weßfen. Das Programm ist allen Kameraden bereits durch ihre Ortsgruppenführer bekannt.

Kameraden, die sich nachträglich noch anmelden, müssen versuchen, gleichfalls mit dem Zug 8.10 Uhr mitzukommen. Eine Garantie kann jedoch, wie bereits im letzten Rundschreiben bekanntgegeben, nicht übernommen werden. Lösung der Fahrkarte erfolgt in diesen Fällen direkt am Fahrkartenschalter, auch fäbrt noch ein Sonderzug 8.30 Uhr.

Zur die Ortsgruppenübertragung um 3 Uhr weisen wir nochmals alle Ortsgruppenführer hin. Teilnahme wird unbedingt erwartet! Die Führung der einzelnen Ortsgruppen in der Zwischenzeit muß einem Vertreter übergeben werden. Jede Ortsgruppe kann durch 2 oder auch 3 Kameraden an der Tagung teilnehmen.

Wir nehmen an, daß sämtliche Ortsgruppen die Verpflichtungen zur Zahlung von Sonderbeiträgen für Potsdam an ihre Untergau- bzw. Kreisleitungen abgeführt haben. Sollte dies noch nicht der Fall sein, muß Erledigung erfolgen. Diese Mahnung sollte kaum notwendig gewesen sein, da jede Ortsgruppe an dieser ersten allgemeinen Wehrwolfkundgebung das allergrößte Interesse zeigen muß.

Freie Bahn.
Die „Dortmunder Zeitung“ (Nr. 396 vom 26. August 1926) berichtet aus Minden in Weßfalen:

„Am 1. Oktober tritt der Ehrenmann Niemann in den wohlverdienten Ruhestand. Nachdem es die Staatsregierung abgelehnt hat, den Amtssekretär Hufnagel von hier, für dessen Vorschlag sich die Amtsversammlung in ihrer Sitzung vom 9. Juni einstimmig ausgesprochen hatte, zum Amtmann des Amtes Minden zu ernennen, hat sich die Amtsversammlung mit einem neuen Vorschlag befaßt. Der Oberpräsident lehnte die Ernennung des Amtssekretärs Hufnagel mit der Begründung ab, daß er es nicht für zweckmäßig halte, Beamte in der Verwaltung, in der sie seit langen Jahren tätig seien, in eine leitende Stellung aufrücken zu lassen.“

Hierzu schreibt der „Friedericeus“:
Die Staatsregierung, von der hier die Rede ist, ist die preussische, Abteilung Innenministerium, Minister Sozialdemokrat Everina. Der Herr Oberpräsident heißt Gronowitsch, war Mitglied der Reichspartei, Parteisekretär und brachte es als Zentrumsmann zum Stadtdirektor, Mitglied des Preussischen Landtages und zum Oberpräsidenten von Weßfalen.

Und dieser Beamte ohne Fachbildung ist der Meinung, es sei nicht zweckmäßig, Beamte mit Fachvorbildung an die Spitze des Verwaltungsdienstes zu stellen, in dem sie sich jahrelang bewährt haben.

Klatschweiber, Gerüchtmacher und Zwischenträger.

Eine harte Ueberschrift für Männer, denn Männer sollen mit dem Worte „Klatschweiber“ getroffen werden, Männer, die jedes Mannesgefühl vermissen lassen und sich selbst erniedrigen.

Wer kennt sie nicht, jene schwanzenden Gestalten, die heute diesem, morgen jenem Freund sind, die jedem schmeicheln, mit dem sie gerade sprechen, und die immer wieder etwas Neues zu erzählen wissen. „Hast du schon gehört?“ „Weißt du schon?“ „Aber bitte unter Ehrenwort, meinen Gewährsmann kann ich leider nicht nennen.“ „Wahr! Ich es aber sein.“ „Genau läßt es sich freilich nicht feststellen.“ und wie die lieblichen Worte dieser Schandbändnerinnen heißen. Vor ihnen ist kein Bund, kein Mensch, keine Organisation überhaupt sicher. Sie verletzen, sie drängen sich an uns heran. Sie haben ein einziges Interesse, Ursache zu stiften und Zwischracht zu stiften. Es sind die wahren Einnichten und der uns feindseligen Mächte, die jede Einzelheit zerstören sollen. Ihr Kennzeichen ist, liebe Kameraden, und wenn ihr einmal prüft, was sie eigentlich erzählen und warum sie erzählen, so zuden sie bedauernd mit den Achseln, „das geht doch nicht, das muß doch nachgeprüft werden,“ sind ihre Redensarten, und wenn du sie stillst und Beweis und Zeugen verlangst, dann haben sie nur gehört, dann haben sie nur erfahren, dann sprechen sie mit dem Brüstchen der Ueberzeugung von ihrem sittlich hohen Standpunkt, der ja nur besser wollte, der ja nur vorbeugen wollte, damit nicht eines Tages einmal... „denn das könnte doch mal eintreten.“ Und was wird erzählt? Spricht einer wirklich ehrlich, mit dem festen Willen, an der Gemeinschaft ehrliche Kritik zu üben, zu bessern zu versuchen, dann soll er jedem, der ein offenes Wort verträgt, willkommen sein. Aber ihre Erzählungen sind öder, blöder und meist persönlich Klatsch. Dieser oder jener Ortsgruppenführer dieses oder jenes Verbandes hat eins über den Dursst getrunken, also taugt die ganze Organisation nichts mehr. Dieser oder jener bewegt sich in seinem Leben nicht so wie ihre hoch und überhöhten „Konventionen“ es verlangt. „Er kann doch unmöglich...“ und was die Redensarten alle mehr sind. Es gibt kaum ein Mittel, sich vor einem Gerüchtmacher zu schützen. Sie tauchen immer wieder auf unter der Maske des Biedermeiers, des Herzensfreundes usw.; unfähig, selbst etwas zu leisten und zu schaffen, treibt sie der Neid und die Mißgunst, Fehlschlüsse zu ziehen, wo keine sind, und wo menschliche Mängel bestehen, diese aufzudecken und ins Unendliche zu vergrößern. Wir haben nur einen Schutz. Antworte jedem, der dir von einem andern etwas erzählt, daß du sofort dem We-

treffenden die Angelegenheit mitteilen würdest. Vertrauliche Erzählungen gibt es für Ehrabsichtsbereit nicht, denn entweder sind sie wahr, dann kann man sie offen behaupten, oder sie sind erlogen, dann gehören die Lügner und Verleumder nur den Käbi.

Es ist ja heute in diesem Staate infolge des geltenden römischen Rechtes so, daß der Staat jeden Diebstahl verfolgt, jeden armen Menschen, der aus Hunger etwas nimmt, ins Gefängnis sperrt von Staatswegen. Aber Menschen, die andern die Ehre stehlen, die sind frei und können ihr schändliches Gewerbe ungehindert treiben. Und wenn wirklich jemand verklagt, — wie umständlich, zeitraubend und nerpenzerüttend sind die sogenannten Privatbeschuldigungsprozesse — und verurteilt wird, so zahlen sie eine Geldsumme, die noch dazu irgend ein Hinterramm erlegt. Den Zweck haben sie erreicht, sie haben ihr Leidgefühl einmal auswirken lassen können und Dinge gestört und zerstört, deren Schaden ihnen wegen eigener Dummheit ein Dorn im Auge war.

Wir Wehrwölfe wollen unsere Reihen von solchen Elementen reinhalten und sie ausschließen. Mägen andere reden, was sie wollen, nur der Erfolg der Leistung kann beweisen, ob Menschen richtig sind oder ob ihr Wollen und Rede etwel Blendwerk war, dann muß es nämlich mit Sicherheit eines Tages von selbst offenbar werden.

Kameradschaftspflicht aber eines jeden Kameraden ist es, solchen Gerüchtmachern, die über einen Kameraden sprechen, die eine richtige Antwort zu geben: eins über das lägenhafte, ungewachsene und dreiege Maul.

Der Ortsgruppenführer.

Kein Bund und keine Bewegung kann bestehen, wenn sie nicht von tatkräftigen Führern getragen wird. Nicht allein von „dem“ Führer, sondern von allen denen, die im großen deutschen Vaterlande die Führung einer Gemeinschaft im Wehrwolf übernommen haben. Wie schwer ist das Amt eines Ortsgruppenführers ist, weiß jeder einzelne Kamerad selbst zu berichten. Nur wenig Freunde löst die mancherlei Schwierigkeiten ab, die der Ortsgruppenführer mit der inneren Ausgestaltung der Gruppe hat und das andere Mal mit den Angriffen von anderer Seite. Gerade diese Aufgabe aber ist der beste Beweis, daß in allen Führern das Bewußtsein lebendig ist, das aus ausschließlich die Grundlage des Führertums bildet, Pflichtbewußtsein und Verantwortungsgedühl. Es ist und bleibt leichter, weil an dem Schutz zu frustrieren und an Veranlassungen am Vorhandensein zu sitzen und den feinen Mund zu marrieren, als sich selbst mitten in die Gemeinschaft zu stellen und mit ihr alle Not und alles Leid zu teilen.

Es ist sicher viel schwerer, in einem unserer Verbände Ortsgruppenführer zu sein, als im alten deutschen Heer Offizier gewesen zu sein. Sicher, weil hier der Zwang fehlt und hier alles auf freiwilliger Manneszucht und Kameradschaft beruht. Der Ortsgruppenführer einer so strengen Organisation, wie es der Wehrwolf ist, muß also selbst Persönlichkeit sein oder jene Persönlichkeit immer weiter bilden, denn nur wenn er trakt seiner Persönlichkeit sich das Vertrauen seiner Kameraden erwerben kann, dann hält er auch die nötige Manneszucht.

Erwerben kann sich der Führer dieses Vertrauens nur, wenn er sich selbst wiederum als Teil des großen Ganzen fühlt. Wenn er selbst fühlen läßt, ob es vielleicht immer zum Ausbruch zu bringen, daß seine ganze Arbeit im Dienste eines großen Ganzen steht, im Dienste des Wehrwolfs, und durch diesen im Dienste des Vaterlandes und Volkes. Wenn dies Bewußtsein in ihm lebendig ist, daß es auch auf alle Glieder seiner Gemeinschaft ausstrahlt, dann gewinnt der Ortsgruppenführer auch die richtige Stellung: Diener zu sein eines größeren Gemeinamen, nicht Herrscher, sondern Kamerad zu sein und Führer zu sein. Ueberflüssig ist es, hinzuzufügen, daß Menschen, die charakterlos genug sind, das Vertrauen der Kameraden zu täuschen, vielleicht einige Zeit lang sich als Führer aufspielen können, daß aber immer, früher oder später, diese innere Hohheit erkannt wird, und daß sie selbst mit dem vielleicht mit kunstvollen Worten aufgebauten Gebäude zusammenbrechen. Wir haben selbstverständlich gewöhnliche und nur von Selbstsucht getriebene Gestalten auch in unseren Reihen gehabt. Es hat meist nicht lange gedauert, bis die Kameraden selbst die richtige Erkenntnis gewonnen haben und die Abberufung verlangten oder die Gefolgshaft verweigerten. Immer, wenn eine Ortsgruppe nicht blüht, wenn das Gemeinamenleben Mängel zeigt, ist es Schuld des Ortsgruppenführers. Die beliebigen Ausreden: es ist so schwer, die Kameraden sind so oder so, sind faule. Der Ortsgruppenführer, der solche Erklärungen in seiner Gruppe bemerkt, fasse sich einmal selbst an die eigene Brust und sage sich: „Sollt du alle Pflichten erfüllen?“ Und wenn er sich ehrlich prüft, wird er oft finden, daß auch ihm, und zwar in erster Linie, der größere Teil der Schuld trifft.

Und diese Selbstprüfung, dieses „Erlenne dich selbst“ wird manchen heftigen Aufschwung auslösen und wird vor allen Dingen allen Ortsgruppenführern das richtige Selbstvertrauen geben, um trotz mancher Schwierigkeiten die unerlöschliche Ueberzeugung zu gewinnen: „Ich schaffe es, und wenn es noch so schwer ist.“ Und dieser feste, unbeugsame Wille, der nicht bei jeder Schwierigkeit wie ein leichtes Rohr im Winde schwankt und zu Boden droht, ist die Vorbedingung für den Erfolg.

denker (Eidel), 2. Meyer, Wilh. (Schöpfungsbuch mit silberner Eidel), 3. Brandt, Hans (Schöpfungsbuch mit silberner Eidel), 4. Schuber, Karip (Schöpfungsbuch mit grüner Eidel), 5. Meyer, Eberhard (Schöpfungsbuch mit grüner Eidel), 6. Baer, Hans (Schöpfungsbuch mit grüner Eidel), 7. Schmidt, Mor (Diplom), 8. Majel, Carl (Diplom), 9. Doffler, Karl (Diplom), 10. Klein, Georg-Bernhard (Diplom), 11. Schröder, Alfred (Diplom), 12. Seig, Johann (Diplom), — Jungwoll-Vollschäfer: 1. Stich, Max (Dipl.), 2. Pfeiffer, Wilh. (Diplom), 3. Gläsel, Einar (Diplom), 4. Bär, Theo (Diplom), 5. Hermann, Otto (Diplom), 6. Lang, Heinrich (Diplom), 7. Dehmlitz, Edele: 1. Wolf, Ferdinand (Wehrwolf), 2. Selner, Georg (Wehrwolf), 3. Hüter, Fritz (Bananen und Reich), 4. Hebborn, Ernst (Wehrwolf), 5. Rötter, Hans (Schöpfungsgesellschaft St. Georgen), 6. Helmrich, Bob. (Schöpfungsgesellschaft St. Georgen), 7. Lorenz, Anton (Wehrwolf), 8. Schoderer, Karl (Wehrwolf), 9. Wild, Christian (Schöpfungsgesellschaft St. Georgen), 10. Bergmann, Hans, 11. Meyer, Wilh. (Wehrwolf), 12. Heidebach, Wilh. (Jungwollbäuer), 13. Schuber, Karip (Wehrwolf), 14. Bergmann, Bob. (Jungwollbäuer), 15. Stödel, Hermann (Jungwollbäuer), 16. Heider, F. (Wehrwolf), 17. Albert, Karl (Bananen u. Reich), 18. Luans (Wehrwolf Bogum), 19. Rötter, Christian (Schöpfungsgesellschaft St. Georgen), 21. Major (Wehrwolf), 22. Heidebach, Wilh. (Jungwollbäuer), 23. Woppre, Bob. (Wehrwolf), 24. Hüter, Paul (Wehrwolf), 25. Dopp, Fritz (Jungwollbäuer), 26. Schmidt, Max (Wehrwolf), 27. Majel, Karl (Wehrwolf), 28. Köhner, Adam, 29. Bär, Hans (Wehrwolf), 30. Baumann, Va. (Wehrwolf Dornfels), 31. Hüter, Ludwig (Wehrwolf), 32. Gebhardt (Wehrwolf), 33. Wöfer, Jakob, 34. Hüter, Karl (Wehrwolf), 35. Heider, Hans, 36. Heider, Bob. (Wehrwolf) — Wehrwölfe für Jungwoll: 1. Stich, Max. — Delfinische Gruppen: 1. Dopp, Fritz (Jungwollbäuer). Den modernen Schöpfen ein prächtiges Wehrwolf-Carnavall (Wehrwolf) laut Befehl der Generalversammlung vom 17. 3. 1926 wurden aus dem Bunde ausgeschlossen: Erwin Arnold; Stich, Otto, Pöhl Nr. 22 249; Stich, Emil, Pöhl Nr. 138 418; Göt, Heimit, Pöhl Nr. 138 416, wegen Interesslosigkeit. Gewarnt wird vor einem Herrn Karl Münzer, ehem. Ortsgruppenführer, das derselbe gern von Wohlwollern und Gönnern des Bundes Datschen aufnimmt, um sie nicht wieder zurückzugeben. Pöhl Nr. 138 412 ist ihm unbedingt abzunehmen und an die Ortsgruppe Carnavall zu jenden. Anschrift: Ernst Pfeiffer, Carnavall, Ludwigstr. 15.

Frühlingsreise nach den Glücklichsten Inseln. Die vierteljährliche Gesellschaft der Journalisten- und Schriftsteller-Berliner Arbeiterclub Berlin vom 19. Februar bis 12. März 1927 zeigt eine glückliche Zusammenkunft von Zeitungen, die sonst immer nur einzeln und zum Teil unabhängig zu erhalten sind. Doppeltausend Mitglieder des Norddeutschen Bunde wird die Teilnehmer von Bremen zunächst nach Vilsbib und Nienburg (mit Nienburger und Nienburger nach den Königlichen Inseln von Cuxhaven), dann aber nach den glücklichen Inseln und Teneriffa bringen, die noch früher Bahnreise in blühender Frühlingszeit erweisen werden. Die Reise führt von den Kanarischen Inseln über Alger, Mallorca, Barcelona (Autofahrt zur Igenabasis Gralsburg) und endet in Genueva. Die Preise für diese umfassende zwanzigtägige Reise sind sehr mäßig. Einsteigend nach Genueva, 1. u. 2. Klasse 230, an. Prospekt mit genauerem Aussehen kostenlos durch die Geschäftsstelle des Journalisten- und Schriftsteller-Berliner Arbeiterclub, C. B., Berlin W 30, Luisenplatz, 32.

Offener Brief an Herrn Dr. Fritz Stowronnel.

In der „Sandwichs“ vom 6. 10. 1926 schreibt der weit über seinen Verband (2. 3. 4.) bekannte Albert Zimmermann folgende treffende Worte:

Zu den Büchern, die der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband Jahr für Jahr in Hunderten von Exemplaren verbreitet, gehört Gustav Freytags „Soll und Haben“. Wir legen das Buch in die Hände der Lehrlinge und jungen Geblen, um ihnen eine Vorstellung von der Aufgabe und der Bedeutung ihres Standes zu geben. Darüber hinaus soll ihnen das Buch den Unterschied zwischen dem deutschen Kaufmann und dem internationalen Händler veranschaulichen.

Sie, Herr Doktor, haben im Verlag Schlüter & Co., G. m. b. H., in Leipzig, eine Ausgabe von Freytags Werken erscheinen lassen. An den öffentlichen Antindungen dieser Ausgabe ist nichts davon gesagt, daß sie nicht vollständig ist. Doch mag das Sache des Verlages sein. Auf dem Titelblatt steht aber: „Unter Zugrubelegung der Originalausgabe durchgesehen und zeitgemäß gefügt von Fritz Stowronnel.“

„Zeitgemäß gefügt!“ — Aber diese „zeitgemäße Kürzung“ möchte ich mich öffentlich ein wenig mit Ihnen unterhalten. Da Sie ein erfahrener Schriftsteller sind und ich ein Buchhändler bin, dürften die Voraussetzungen für eine solche Unterhaltung durchaus gegeben sein.

Als schaffender Schriftsteller wissen Sie, daß Kürzungen von Dichtungen an sich eine mißliche Sache sind. Sie wissen, daß der Bearbeiter da mit sehr vorsichtigen Händen zu Werke gehen muß. Er darf nichts Wesentlichen, nichts Charakteristisches weglassen, er würde sonst gegen den Geist der Dichtung verstoßen. Der Bearbeiter darf höchstens breite Stellen streichen, die aus irgendwelchen Gründen uninteressant geworden sind. Er darf aber nicht den Dichter schwächen, noch viel weniger ihm eine andere Tendenz unterzujagen wollen. Aus der „Bearbeitung“ kann sonst leicht eine Fälschung werden.

Wie haben Sie, Herr Dr. Stowronnel, Freytags „Soll und Haben“ bearbeitet?

Am zweiten Kapitel des ersten Buches haben Sie den Schluss gestrichen. — Warum?

Hier hat Freytag mit scharfer Feder den Unterschied zwischen dem Deutschen Anton Wohlfahrt und dem Juden Beitel Higg getrennt. Wohlfahrt will ein echter deutscher Mann werden. Er will durch ehrliche Arbeit zur Höhe kommen. Jede Deale erfüllen seine Seele. — Beitel Higg aber schmückt Plätze, wie man, ohne mit dem Geleg in Konflikt zu kommen, den Baron Rothstapel um sein Erbgut bringen könnte.

Diese ungemein bezeichnende Stelle haben Sie, Herr Doktor, in der Zeit der Darmat und Kutisler als nicht mehr „zeitgemäß“ weggelassen.

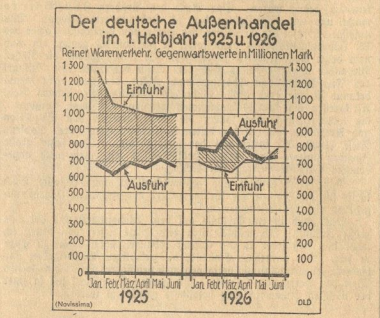
Als „zeitgemäß“ erschien es Ihnen, im dritten Kapitel alle Stellen zu unter — drücken, die den heuchlerischen Ehrgeiz des Juden Ehrenthal offenbaren und nach Freytags Willst offenbaren sollen. Ehrenthal will den Baron durch Gesäfte, die dieser nicht zu überschauen vermag, um sein Gut bringen.

Warum, Herr Doktor, lassen Sie ausgefücht diese Stellen fort?

Ein Hauptzweck des vierten Kapitels ist, den tiefgehenden Unterschied zwischen den jungen Kaufleuten Wohlfahrt und Higg zu zeigen. Hier hat Freytag mit deutlich erkennbarer Absicht den tieferen Gegensatz zwischen der Veranlagung beider herausgearbeitet. — Mit ebenjo deutlich erkennbarer Absicht haben Sie, Herr Doktor, hier den Kontrast gestrichen. Sie haben zwei Seiten verschwinden lassen, um die Absicht Freytags zu vereiteln.

Am dritten Kapitel des dritten Buches entlarvt Anton Wohlfahrt den schüchternen Juden Schmeie Inteles als Schurken. Eine solche Enttarnung mag ja für die auch heute noch weit verbreitete Familie Inteles peinlich sein. Aber das ist heute nicht mehr „zeitgemäß“ ist, kann man beim besten Willen nicht sagen.

Die Art und Weise, in der in Deutschland Literaturgeschichte gemacht wird, ist derart, daß es schwer ist, hierüber keine vernichtende bissige Satire zu schreiben. Daß die berufenen Dichter republikanischer „Literatur“ die ihrem Wesen nach deutschen Dichter todschweigen, daß die „Berrotterung“ unserer Bühnen immer „toller“ wird, daß die berufene Betretung der deutschen Schauspieler, in deren Hände nach Schillers Worten „der Menschheit Würde gegeben“ ist, diese Würde dadurch wahr, daß sie sich mit ganzem Herzen in den Dienst sozialistisch-gewerkschaftlicher Politik stellt, das alles sind Dinge, über die sich heututage niemand mehr wundert noch aufregt. Die Frage ist nur die, was wir dem Geiste der Auflösung und Zerstörung, der unter Volk zur Selbstzerfleischung führt, entgegenzusetzen haben. Damit, daß Higg'sche durch Werken von Eintomben dagegen Einpruch erheben, daß die Szene zum Bordell gemacht wird, kommen wir nicht einen Schritt weiter. Stellen wir zunächst einmal fest, was die deutsch-gelebten Literaturgeschichten aus an Hinweisen auf die aufbauenden Kräfte lebender deutscher Dichter geben. Ein rechtsgerichteter Literaturgeschichtler weiß 3. B. über den Dichter folgendes zu sagen:



Ein kaltes Jahr deutschen Außenhandels.

Die Ende 1925 einziehende Besterung des deutschen Außenhandels hat leider nur bis März d. J. angehalten. Eine Betrachtung der Außenhandelsverhältnisse im einzelnen zeigt, daß die Monatsformate im 1. Halbjahr 1926 sich gegenüber dem gleichen Zeitraum 1925 sehr verringert hat — ein Spiegelbild der Wirtschaftslage und Weltkrisis. Die Ausfuhr von Fertigzeugen mit weit dagegen eine Steigerung gegenüber 1925 an.

Im achten Kapitel gestatten Sie sich gleich 20 Seiten zu streichen. Warum? Der Leser soll den Werdegang Beitel Higgs zum Ganner nicht verfolgen können.

Im vierten Kapitel des zweiten Buches (E. 101) der Schlüter-Ausgabe ist eine Stelle gestrichen, in der die „tübhe Anfuhr“ des Handels Ehrenthal geschilbert wird.

Am gleichen Kapitel streichen Sie in „pictatvoller Form“ gleich acht Seiten. Warum? Weil hier einige bezeichnende Musterstrichen jüdischer Geisteswelt, Epino-nogierfertigkeit und Frechheit geschilbert werden.

Eine ähnliche, kürzere Stelle ist am Schluss des vierten Kapitels gestrichen.

Im ersten Kapitel des zweiten Buches ist das erste Drittel ausgemergelt. Hier reden zwei jüdische Ganner miteinander, und da ist es wohl nach Ihrer Ansicht nicht zeitgemäß, daß Unterbenies dieses Gespräch belauschen. Deshalb streichen Sie, Herr Dr. Stowronnel!

Noch an zehn weiteren Stellen habe ich ähnliche, teils lange, teils kürzere Streichungen festgestellt. Alle Streichungen verfolgen den gleichen Zweck.

Beweist diese Fülle von Beispielen nicht, daß Sie, Herr Dr. Stowronnel, bei Ihren „Kürzungen“ ganz systematisch vorgegangen sind? Haben Sie dabei nicht einen ganz bestimmten Zweck verfolgt? Haben Sie Freytag nicht bewusst verflummelt und „behdünnt“? Freytag sagt in seinen Lebenserinnerungen: „Als Kind der Grenze lernte ich früh mein deutsches Wesen im Gegensatz zu fremdem Volkstum lieben.“ Sein Buch „Soll und Haben“ soll diesen Gegensatz zeigen und anspüchlich machen. Sie, Herr Dr. Stowronnel, halten sich für berechtigt, in dem Hauptbuche Freytags herum zu radieren. — Und nicht nur im Vorwort, daß Sie nur in „pictatvoller Form“, „unwesentliche Episdoden“ gestrichen hätten. Dabei wissen Sie ganz genau, daß Sie die Grundrichtung des ganzen Wertes um und zurechtgebogen haben. — Warum und auf wessen Veranlassung haben Sie sich so an einem marantzen deutschen Dichter vergangen?

Als es nötig, daß ich Ihnen sage, wie man solche Manipulationen im bürgerlichen Leben wie man derartige bewusste Entstellungen in Schriftstellertreuen nennt? — Ich darf mich, glaube ich, damit bequemen, die vorliegenden Tatsachen bekannt zu geben. Das Urteil über Ihre Handlungsweise wird sich die Mitwelt — und wohl auch die Nachwelt — ohne mein Zutun bilden.

Eine Frage sei noch erlaubt: Was sagt der Verlag Schlüter & Co. zu solchen Entstellungen? Hat er Sie

etwa zu den „zeitgemäßen Kürzungen“ veranlaßt? Sind auch die übrigen Schlüter-Klassiker (Keller, Morike, Scheffel, Storm, Goethe) nach denselben Grundfäden bewußt verborben?

Durch die Mißachtung des D. S. F. soll kein Eitid einer beschnittenen Klüster-Luzgabe in die Hand eines deutschen Kaufmanns gelangen. Unter Warnung soll ja laut sein, daß man ihn in ganz Deutschland hören wird.

Bereitigen Sie sich, Herr Dr. Stowronnel!

Albert Zimmermann.

Gustav Renner, dem Sechzigjährigen.

Die Art und Weise, in der in Deutschland Literaturgeschichte gemacht wird, ist derart, daß es schwer ist, hierüber keine vernichtende bissige Satire zu schreiben. Daß die berufenen Dichter republikanischer „Literatur“ die ihrem Wesen nach deutschen Dichter todschweigen, daß die „Berrotterung“ unserer Bühnen immer „toller“ wird, daß die berufene Betretung der deutschen Schauspieler, in deren Hände nach Schillers Worten „der Menschheit Würde gegeben“ ist, diese Würde dadurch wahr, daß sie sich mit ganzem Herzen in den Dienst sozialistisch-gewerkschaftlicher Politik stellt, das alles sind Dinge, über die sich heututage niemand mehr wundert noch aufregt. Die Frage ist nur die, was wir dem Geiste der Auflösung und Zerstörung, der unter Volk zur Selbstzerfleischung führt, entgegenzusetzen haben. Damit, daß Higg'sche durch Werken von Eintomben dagegen Einpruch erheben, daß die Szene zum Bordell gemacht wird, kommen wir nicht einen Schritt weiter. Stellen wir zunächst einmal fest, was die deutsch-gelebten Literaturgeschichten aus an Hinweisen auf die aufbauenden Kräfte lebender deutscher Dichter geben. Ein rechtsgerichteter Literaturgeschichtler weiß 3. B. über den Dichter folgendes zu sagen:

Gustav Renner, geb. am 17. Oktober 1866 in Freiburg i. Schl., Buchbinder, Antiquar, jetzt in Berlin-Bismarckstr. aus Gebiete, Berlin 1896, neue Gedichte, 1898, Abhandlung, 1908.

Das ist alles, was er dem amnoch deutlichen Zeil über eine der stärksten deutschen Dichterpersönlichkeiten zu sagen hat, über einen der wenigen Schaffenden, deren Wert in die Zukunft weist. Mehr weiß er von ihm nicht; denn unsere Literaturgeschichte wird nicht vom künstlerischen, sondern vom lehrhaften Standpunkte aus gemacht. Daber weiß auch das deutsche Volk nur wenig von Gustav Renner. Als im Jahre 1906 seine Tragödie „Merlin“ am damals königlichen Schauspielsbause in Berlin mit starkem Erfolge über die Bretter ging, war sein Name in aller Munde. Heute, vor seinem 60. Geburtstag, nun der Dichter „jubläumsreif“ geworden ist, taucht er wieder aus unverdienter Nichtbeachtung hervor.

Unter Volk hat die Pubertätsjahre, welche die geistreichen Lebensjahre des nachrevolutionären Varnaß unter Beihilfe „prominenten“ Schauspiel- und Bühnenleiter von sich geben dürften, fast bis zum Erbrechen. Es war Zeit, nach der pathologischen Einfluss wieder an die starken dichterischen Kräfte sich zu erinnern, die in unserem Volk trotz aller Not immer noch wirken und schaffen. Der Kunstmarkt, welcher gläubige, eher gärenden Zeil die tranthafteit Erzeugnisse krummstiriger Intellei aufzubringen zu müssen, hat damit sein Geschäft gemacht. Daß er dies tun konnte, ist nicht gerade ein glücklich-jeiliches Zeugnis für unser Volk. Nach Abgeben dieser Schlammliut griff man jedoch nicht nach den fruchtigen, die auf dem Boden schöpferischer Kraft gewachsen sind, sondern besand es für richtig, uns statt dessen mit französischem Schmutz und englischem Geiz zu beglücken. Nur einzelne amlich anerkannte, gewissermaßen „offizielle“ Dichter wurden zur Auf- führung auf deutschen Bühnen zugelassen, ohne daß das aufzuführende Werk vorher gelesen wurde, nicht auf Grund des Wertes ihres Wertes, sondern auf Grund des falschen-wirksamen Namens. Die anderen, darunter nicht zuletzt der Dichter des „Merlin“, der „Alteste“ und „Francesca“, dürfen weiterhin der nationalen Pflicht eines deutschen Dichters entsprechend, am Hungertode nagen, damit Hanswurst weiterhin vom „europäischen Drama“ jalen ober von der Verbrüderung aller Dummköpfe dieser vortrefflichen Welt träumen können. Vom deutschen Drama schweigt man schamhaft.

Nun begibt es sich zufällig, daß Gustav Renner am 19. Oktober d. J. 60 Jahre alt wird. Die Stadt Freiburg in Schl. wird ihrem wertvollen Sohn zeigen, daß sie mehr Verständnis für kulturelle Werte hat als die Literatur- lümling, der sich an der eigenen Nimmerwertigkeit beaufset. Sie beweist damit schlagend, daß die Gesundheit unseres Volkes nicht aus der fernstalen Reichshaupstadt, allwo die Menschen die Verbindung mit dem heimischen Erdreich und insolge dessen auch mit ihrem Wirklichkeitsinne verloren haben, sondern aus der „Provinz“ einzig zu erwarten ist, weil diese eine innigere Verbindung mit dem flachen Lande, dem einzigen Jungbrunnen unseres Volkstums, behalten hat.

Was Gustav Renner geschaffen hat, ist starke und deutsche Kunst, die aus Können erquilt. So fehlend seine „Novellen“, so festlich-besinnlich seine „Gebichte“ sein mögen. — Hier ist er Vollblut, dichterisch wie Bühnen-näßig. Sein „Abwasser“ spricht für sich selbst, seine Dramen „Merlin“, „Alteste“ und „Francesca“ können nicht genug beachtet werden. Am „Merlin“ befaßt sich der Dichter, wohl nicht zufällig, mit dem Königsproblem im Menschen, das unter anderem auch Kurt Geude in seinem

kauft man bei der 1839 gegründeten Möbelfabrik

Alb. Martick Nachf., Halle a. d. Saale

Inhaber: Richard Zieler — Alter Markt 2

erstklassig in Form und Arbeit, zu allerbilligsten Preisen. • Günstige Zahlungsbedingungen. Ueber 80 Musterzimmer. • Sonderausstellung: Das geschmackvolle Heim für wenig Geld. Neuheiten in Dekorationen. • Möbelstoffe. • Die schönsten Tapeten. • Teppiche sehr preiswert

„Sebastian“ und Eberhard König in seinem „Dietrich von Bern“ gestaltet haben. Das Werk liegt unter Außerachtlassung der f. St. von der Regie gemachten Kürzungen in der Fassung vor, in der es seinerzeit erfolgreich aufgeführt wurde. Bei starker und glücklicher Besetzung liefert es wiederum den Beweis, daß der echte Dietrich stets ein Geher ist und über keine Zeit hinweg vorausschaut. Das Werk „Dunke Nächte“ mag wie alle „bürgerlichen Tragödien“ nicht jedermanns Sache sein, ist aber, auch als Bühnendrama, außerordentlich fesselnd und von starker innerer Kraft. In der „Alte“ pakt Renner die Aufopferungsabigkeit der Frau mythisch an. Das Werk ist allerdings nicht für jede Bühne ausführbar, weil es eine überragende Persönlichkeit zur Spielleitung voraussetzt. Das Stärkste, was Gustaf Renner bisher geschaffen hat, ist wohl „Francesca“, ein Renaissance-drama, das, wenn gleich in Versen geschrieben, so durchaus im besten Sinne „modern“ ist, daß man nur schwer versteht, wie die deutschen Bühnenleiter an diesem 1909 — wie fast alle Rennerischen Werke bei Bong & Co. in Stuttgart — erschienenen Prachtwerk vorüber gehen konnten und können. Es sei hier wiederum die Frage aufgeworfen, ob der Deutsche Dichter unbedingt tot sein muß, ehe sein Werk leben darf. Die Frage stellen, heißt die Schuld aufdecken, die Deutschland auch dem nun sechzigjährigen deutschen Künstler Gustaf Renner gegenüber auf dem Gewissen hat, soweit dieses Gewissen noch nicht vom Zufallwind des „Weltgewissens“ gelähmt ist.

Die innige Naturverbundenheit, die aus den Gedichten und Novellen Renners spricht, die gesunde Kraft seiner Dramen, die eine Folge solcher Naturverbundenheit ist, machen Gustaf Renner zum Dichter derer, welche die starken Wurzeln ihrer Kraft in besahendem, allem Parteilichkeit abholden Deutschstum haben.

„Ehrt eure deutschen Meister, dann bannt ihr gute Geister!“ Damit sind durchaus die lebenden deutschen Meister gemeint. Ehren wir den Dichter dadurch, daß wir sein Lebenswerk genießen und auf uns wirken lassen! Das sei unser aller Glückwunsch an ihn! Wulf Klein.

Bücherbesprechung

Dr. phil. Baron Manteuffel I-Kathangungen, München und der Oden. A. F. Lehmanns Verlag, München.

Dieser Sonderdruck aus der Monatschrift „Deutschlands Erneuerung“ behandelt die Frage des Prosaschmattes vor allen Dingen unter dem Gesichtspunkt der Siedlung. Da uns alle die Frage lebhaft bewegt und da für Deutschland gerade bei der Ausbeutung seines Vorkommens in der Bauphase noch der Oden in Frage kommt, dürfen wir diesem Gedanken weiteste Verbreitung wünschen.

Leuten. Historischer Roman von Walter Bloem. 8^o. 380 Seiten. Im Ganzen N. M. 7.80. A. F. Kochler, Verlag, Berlin W 9 und Leipzig.

Das große baltische Gemälde, das herrliche Werk Walter Bloems! Es schildert in packender Weise die Urschicksale der Germanen. Das hohe Lied deutschen Selbstentums, das an der Geburtsstunde nach dem Süden verblüht. Fernhin in der Westengalder der Wanderer und ihrer herben großen Frauen, typisch in der uraltesten Kraft ihrer Lebensbejahung, in Kampf und Tod. Ein gewaltiges Kulturbild aus dem alten Rom mit seinen Festen und Ontrigen, der Zeit des verfallenden

Partriatats, das den gesunden Kräften des Volkes Platz machen mußte. Eins der wenigen belletristischen Werte, die ihren Wert hundert Jahre hindurch behalten.

Wie ich **Deutsch-Böhmischer Groß und ein Vorkämpfer** für bürgerliche Freiheit im Großen wurde. Von Hellmut v. Müller-Berned. Verlag W. Ostwald, Dresden-N. 28. Preis N. M. 1.—

Der Verfasser legt dar, daß ohne Reinigung des Christentums von südlichem Einfluß und Fäulung durch Vereinnahmung des Gottesnamens aus unfernen allordentlichen Weisheiten und der großen deutschen Propheten einerseits und daß ohne die Entfaltung des Individualismus, der Individualität, des Wanders und des Handels durch Dörferbau im Großen (Bauernsiedlung) der Untergang des deutschen Volkes unabwendbar ist.

Berühmte Weltfabrik. Von Marco Polo bis Eden Gebin. Mit ihren Weltberichten. Mit 28 zeitgenössischen Bildtafeln. Von Alfons von Cibulka. 483 Seiten. Drei Masken-Verlag, München. Im Ganzen N. M. 11.—

Ein lohnendes und wahrhaft hochinteressantes Buch, in dem es unermesslich viel zum Lernen und Studieren gibt. Geographischer Kursus im Kleinen oder für den Selbstunterricht, aber auf noch ammutig-spannende Weise, die den harten Stoff zum bisglaublichen prächtigen Unterhaltungswertes umwandelt.

Den Beginn macht als der erste aller Entdeckungsfahrten der Westindien Marco Polo (Ende des 13. Jahrhunderts), dessen tollkühne Fahrten von Venetien nach China für die damalige Zeit aberwitzlich genug waren. Eine Flotte des Arabers Ibn Sinaia macht uns mit dem Indien des 14. Jahrhunderts bekannt. Das ungeliebte Schicksal der Expedition des Herrn von Laprovigne (Ende des 18. Jahrhunderts) das denn folgt. Ist merkwürdig genug, um auch noch heute einigen Anteil zu erregen. Es folgen Johann die Reisen Alexander von Humboldt nach dem Reich der Inka, eine Ausfahrt des Tier-Bremsen von Churium nach Karlo, die auch recht wenig bekannt ist, die erste große Gipsalpen-Expedition von James Cook, Hfratzen von Barb, Binagstone, Stanley, Nachtigal, Wissmann, die unversehrt bleiben sollen; die Südpolarreisen von Schödelstein und Amundsen sind mit den besten Kapiteln versehen, auch Anknüpfen (1893-97) bietet viel des Unterhaltens. Der letzte große Forscher unserer Tage, Sven Hedin, bildet mit einem noch ungedruckten Original-Beitrag den Schluß.

Dies höchst geläufig und geschmackvoll zusammengestellte Buch bietet für die Jungen wie für die weiter vorgeschrittene Jugend ungeheure viel des Lebensinteresses.

Das Buch ist ein Ereignis auf dem Büchermarkt und hat eine große Zukunft. Ob wirklich ihm recht viele Leser, von denen ich sicher bin, daß jeder es am Schluß bedauert, schon damit zu Ende zu sein. Der vornehmste Einwand, der prächtigen Hildgebunden und die gebiegene Ausstattung verdienen noch besonders lobt. Ein zweites Werk des Herrn von Cibulka: „Die großen Kapitäne“ soll in einer der nächsten Nummern noch besonders gewürdigt werden.

Ein ne veraltendes Veriton. Unter der Bezeichnung „Anifum“ wird vom Unikum-Verlag, Würzen (Bez. Leipzig), Leben mit der Herausgabe eines Sammelwerkes begonnen, das wegen seiner Reizartigkeit und des außerordentlich prächtigen Wertes weitestgehende Beachtung verdient.

Das von Verlag als „Einzelblatt-Veriton“ bezeichnete Werk besteht aus Originalbeiträgen mit erster Hochschülerzeit, die in der Form loser Hefen (Abhandlungen) erschienen, welche sich durch eine besondere Einbandart von jedermann durch einen Handgriff bündeln einbinden und ebenso leicht wieder aus dem Einbande entfernen lassen. Der große wirtschaftliche Nutzen dieser Neuerung besteht darin, daß sich bei zerfallenen einzelnen Hefen leichter entfernen und durch neue ersetzen lassen, während das Werk als Ganzes erhalten bleibt.

Von besonderer Wichtigkeit ist es, daß die Abhandlungen auch einzeln käuflich sind, so daß jedermann die Anschaffung des für alle Wissensgebiete geplanten Sammelwerkes ermöglicht wird. Der Verlag beachtet, das Einzelblatt-Veriton auch fremdsprachig herauszugeben; es ist insbesondere die baldige Inangriffnahme einer Esperantoausgabe vorsehen.

Als etwas Neues erweist sich die Einblendungsart des Verites. Die Verfertigung erfolgt in „Reihen“, d. h. einer Zusammenfassung verwandter Stoffe, die ihrerseits wieder einen Grundriß des betr. Gebietes darstellen und sich auch als abgeschlossenes Spezialwerk verwenden lassen. Aus der jüngst erschienenen Reihe „Politik und Völkerrecht“ verdienen die sehr hübschen Darstellungen der politischen Parteien, eine Abhandlung über den Völkerbund und eine solche über die Luftverursachung hervorgehoben zu werden.

Die sehr gute druckmäßige Auslieferung, die allgemeinverständlich Darstellung und nicht zuletzt der niedrige Preis (2,40 N. M. für die ersten 10 Abhandlungen der Reihe Politik) dürfen das Werk wohl einfließen.

Ferner gingen ein:

Die österreichisch-deutsche Anstaltsbewegung von Paul Göbe und Dr.-Ing. Neubacher. Anifum-Verlag, Würzen. Preis 0,80 N. M.

Meiners Theaterführer. Robert Meißner, Leipzig, Querstr. 26.

Einbürger, der deutschen Jugend und dem deutschen Volke, erzählt von Wih. Frommann, Bilder von Angelo Sant. Verlag Hof. Scholz, Mainz.

Nordische Wälder, Zeitschrift für nordisches Leben. Nordischer Verlag, Paul Walther, Halle a. S., Thüringer Straße 7.

Die Sonne, Monatschrift für nordische Weltanschauung und Lebensgestaltung. Verlag M. Dunder, Weimar. Zu haben bei Albert Neubert, Halle a. S., Poststr. 7 Buch- und Kunsthandlung.

Geschäftliches.

Weltkriegsberichterstattung. Am Verlag „Der Deutschermeister“, Dresden-N. 19, erscheint endlich die langerbahnte „Weltkriegsberichterstattung“. Die Zusammenstellung des reichhaltigen Materials war nicht leicht möglich, daß die Arbeit, sowie die Weltkriegsberichterstattung und die Deutsche Bücherei Leipzig ihre vorhandenen Unterlagen zur Verfügung gestellt haben. Außerdem ist von privater Seite der Verlag durch Einblendung selbst gebildeter oder gesammelter Werke unterstützt worden. Die Sammlung enthält etwa 300 Lieferbänden Ganzen gebunden. Das Buch ist nicht nur ein Lieferbuch für Kriegervereine, das in den Versammlungen Stimmung machen soll, sondern es ist darüber hinaus ein Buch für unsere Offiziere und Soldaten gebunden. Das Buch ist nicht nur ein Lieferbuch für Kriegervereine, das in den Versammlungen Stimmung machen soll, sondern es ist darüber hinaus ein Buch für unsere Offiziere und Soldaten gebunden. Das Buch ist nicht nur ein Lieferbuch für Kriegervereine, das in den Versammlungen Stimmung machen soll, sondern es ist darüber hinaus ein Buch für unsere Offiziere und Soldaten gebunden. Das Buch ist nicht nur ein Lieferbuch für Kriegervereine, das in den Versammlungen Stimmung machen soll, sondern es ist darüber hinaus ein Buch für unsere Offiziere und Soldaten gebunden.

Wehrwolf-Ortsgruppen die Weihnachtsteden veranstalten

empfehlen: Theaterstücke für Kinder und Erwachsene, Melodramen, Prologe, Lebende Bilder, Ansprachen usw. Man verlange Preisverzeichnisse oder Auswahllisten.

Emil Kabisch, Weissenfels a. S., Botei. Theaterbuchhandlung, Klosterstrasse 13. Fernruf 1119.

Steintorbad
Halle (Saale) + Gr. Steinstr. 43
Telefon 22335

Neuzeitlich eingerichtetes Institut für **Bäder-, Licht-, elektr. Behandlung, Massagen, Bestrahlungen usw.**

für Private und Kassenkränke.

Geöffnet von früh 7 Uhr bis abends 7 Uhr.

Achtung!
Wehrwoffführer!
Sportdiplom
nach Vorschrift der Bundesleitung
zu Sportfesten
zum Preise von M. 1.— pro Stück
hält vorrätig

Der Wehrwolf-Verlag
Karras & Koenede
Halle a. D. S.

Deutsche lesen die Deutsche Zeitung
Berlin-S-W-4

Musik in jedes Haus!
Alle Musikinstrumente, Apparate, Främseln, Platten, Schallplatten usw. für Spezialmannschaften gegen Kt. Anschaffung. Kl. Raten. Gr. Illustr. **F. Gottschalk, Köln** Nr. 21 (1777) Luxemburger Strasse 51

Pianos
Perzina u. a., Sprechapparat, Schallplatten.
Lüders, Halle, Mittelstr. 910. Aeltere, E. Handl. am Platze.

Feldgraue Röcke u. Mäntel
Röcke, Orig.-Form, sehr gut erhalten. 5,75
mit neuem unterseid. gemindert 9,75
Waffler-Mäntel, neuwertig. 14,50
gut erhalten 11.—
Roppel, sehr. mit Schloß. 1,50
Waffler, sehr. mit Band. 1,50
Verband per Nachnahme oder Vorfr., zuzüglich Porto. Druckweite angeben.
A. Marquardt, Berlin W30
Knyffhauer Str. 10. Fernruf. Rollenborf 290
Postfach-Ronto: Berlin 93514.

Rasierklinge „Herkules“
Nebel-Finggold
die beste im Handel, was fortwährend durch Lob- und Dankbriefe bestätigt wird.
Gratis erhält jeder Besteller einen Rasierapparat dabei. Bei 20 Klingeln zu 2,50 Mk. sende auch eine große Stange Rasierseife oder Hüngenschäfer gratis. 18 288
H. Strenbel, Berlin SO 33, Taborstr. 12

Essenmarkt.
Cischlergeselle,
Wehrwolfamerad, 18 Jahre alt, sucht Stellung. Angebote an **Willi Wachsmuth, Festsiedel** (Südberg), Hauptstr. 18

Job!
ist die Zeitung, die jährl. unsere **Duisburger** bringt!
Duislands größtes nationales Organblatt
Der Duisburger Vorwärt.
Lob Kommissariat gegen die Internationalen
Lohnfall nimmt Monatsabonnement.
für eine 60 Pf. jährig. Geschäftsstelle bei der Post, ohne Lohn
Verlag Der Duisburger Vorwärt Expedition Nr. 61, Lenningsstr. 5
Postfach Berlin 103305



German's Birkenbaum

Ein vaterländischer Roman von Otto Josef Krause
12. Fortsetzung

So gingen Tage dahin. Die französische Regierung beauftragte ihren Geschäftsträger in Berlin, sofort mit der deutschen Regierung in Verbindung zu treten. Gleichzeitig erhielt der Geschäftsträger geheime Anweisung, sich, ganz gleich mit welchen Mitteln, in den Besitz des Geheimnisses zu setzen. Eine fieberhafte Tätigkeit entwickelte sich auf der Gesandtschaft. Man streckte seine Fühler aus. Der Gesandte selbst begab sich persönlich zu Professor Bergmann.

„Ihr Mittel gefährdet den Weltfrieden!“

„I wo,“ antwortete lächelnd Bergmann, „Erzellenz iren, mein Mittel wird den Weltfrieden befestigen helfen, keinesfalls stören!“

„Frankreich, als dessen Vertreter ich zu Ihnen komme, wird sich gezwungen sehen, mit Wassengewalt — — —“

„Lassen Sie sich nicht auslachen,“ polterte Bergmann, „nee, Frankreich kann uns jetzt ruhig den Buckel runter rutschen.“

„Unsere Einhundertfünzigkilometer - Geschütze beherrschen, wie Sie wohl wissen dürften, das ganze Ruhrgebiet — — —“

„Das weiß ich wohl, Erzellenz, aber das deutsche Typphon beherrscht ganz Frankreich, und das genügt uns vorläufig — — —“

Der Gesandte biß sich auf die Lippen.

„Was fordern Sie für Ihr Mittel?“

„Fordern?“ Verächtlich blickte Bergmann den Gesandten an, dann schüttelte er den Kopf: „Ich bin kein Landesverräter, nee, und unser Mittel gehört dem deutschen Vaterlande, nicht mir.“

„Bernichten Sie das Rezept!“

„Haha,“ lachte nun der Professor, „nichts wird vernichtet, aber dem Befegungschwindel werden wir ein Ende machen und Frankreich wird noch einmal vor deutscher Größe in die Knie sinken. So wie 1914 Frankreich unter dem Fußtritt deutscher Soldaten bebte, so wird Frankreich in diesem Jahre noch vor den Früchten deutscher Wissenschaft zittern und sich vertrieben — — —“

„Das Mittel soll bald angewandt werden?“ fragte aufgeregt der Gesandte Frankreichs und wischte sich mit dem Tuch den perlenden Schweiß von der Stirn.

„Wenn ich's hier hätte, jawöhl, noch im gleichen Augenblick!“ gab Bergmann zur Antwort.

„Gegen mich?“

„Auch gegen Sie, wenn Sie es haben wollen!“

„Sie beleidigen mich, mein Herr, das brauche ich mir als Vertreter der französischen Nation nicht gefallen zu lassen — — —“

„Aber ich soll mich von Ihnen zum Verkauf meines

Mittels, damit zum Landesverrat, verleiten lassen, nicht wahr — — —“

„Frankreich will die Freundschaft Deutschlands,“ antwortete der aalglatte Gesandte.

„And was sollen Ihre Söldner im Rheingebiet?“

Der andere schwieg.

„Ich will Ihnen was sagen, so wie ich Sie heute heimende, so wird man schon in den nächsten Wochen das ganze welsche Pad aus dem Rheingebiet heimsenden, und Ihr Ministerpräsident mag froh, heilsfroh sein, daß wir die Bagage so glimpflich davontkommen lassen.“

„Wird Deutschland den Krieg erklären?“

„Ach Quatsch! Ihr seid auch ohne Kriegserklärung eingerückt und ihr fliegt auch ohne Kriegserklärung wieder raus. Gott sei Dank, das Mittel dazu haben wir gefunden!“

„Geben Sie mir das Mittel, ich biete, nein, Sie erhalten, was Sie haben wollen, Ritter der Ehrenlegion — — —“

„Nu aber raus!“ schrie auf das höchste aufgebracht der Professor und öffnete mit einer einladenden Handbewegung die Tür.

„Sie werfen mich hinaus?“ Der Gesandte wurde rot bis über die Ohren.

„Ich, ja, oder soll ich nach 'nem Hausnecht telefonieren?“

„Mein Herr, wissen Sie nicht, wer ich bin?“

„Eben weil ich das weiß, schmeiß' ich Sie raus. Mit Leuten Ihres Schlages unterhandelt kein Deutscher mehr, mit Ihnen und Ihresgleichen rechnen wir nur noch ab, punktum, da ist die Tür.“

Der Gesandte hob hochmütig den Kopf und schritt zur offenen Tür. Dort prallte er mit Heinz Edmann zusammen, der soeben eingetroffen war und nun ins Zimmer stürzte. Er kannte den französischen Gesandten nicht.

„Der Reichstag hat's genehmigt!“ schrie er und nahm den Professor in die Arme und wirbelte gleich darauf mit ihm durch den Raum.

„Der französische Gesandte — — —“ wollte Bergmann dem jungen Mittkämpfer ins Ohr flüstern.

„Der kann mich und ganz Deutschland — na, du weißt schon!“

„Ist hier!“

„Der da?“ fragte Heinz und zeigte, alle gute Art vergebend, mit spitzem Finger nach dem lauschend an der Tür stehenden Vertreter Frankreichs.

„Freilich, er will unser Mittel kaufen,“ antwortete Bergmann.

„Unser Mittel kaufen, der da?“ Hell lachte Heinz auf und ging dann gerade auf den Gesandten los. Zwei Schritt vor ihm machte er Halt und musterte den Fremden mit kritischen Blicken, vom Kopf bis zu den glänzenden

Lackstiefeln. Dann wandte er sich schroff um und kehrte dem Gesandten den Rücken.

„Laß ihn laufen!“

Professor Bergmann lächelte und winkte dem Fremden erneut zu gehen.

„Meine Herren, Sie werden mir Genugtuung geben!“

„Ihrem ganzen Volke werden wirs geben, es soll daran denken bis in Ewigkeit, daß mit den deutschen Jungen kein Spaß zu machen ist, sehr richtig!“

„Sie haben mich beleidigt!“ brauste der Gesandte auf.

„Raus!“ schrie da Heinz Edmann und zog eine verdächtige Tube aus der Seitentasche seines Rockes, „oder wollen Sie Ihrer Regierung einmal über Typhon eins und zwei berichten, nach Anwendung natürlich!“ Er drehte die Tube auf. Professor Bergmann wollte sie ihm aus der Hand nehmen.

Der Gesandte der glorreichen Nation aber wartete nicht länger. Schneller, als er gekommen, verließ er fluchtartig den Raum und des Professors Wohnung. Sellenbes Gelächter verfolgte ihn die ganze Treppe hinunter und gellte ihm auch auf der Straße noch in den Ohren.

„Junge, Junge,“ mahnte oben der Professor, der sich den Heiterkeitsausbruch am jungen Freund nicht erklären konnte, „wenn das nur keine Folgen hat!“

Er zeigte Bergmann die Tube, die er in der Hand hielt. Es war Chlorodont!

Das Zeug ist gut zum Zähneputzen, ich wollt es eben dem Gesandten empfehlen, denn der Franzmann hat sich an Ruhr und Rhein die Zähne verbissen und wird's nötig brauchen!“

Nun lachte auch der Professor mit.

Heinz erzählte von der Reichstagsitzung. Gegen die Stimmen der Linken war mit überwältigender Mehrheit der Ankauf der Typhon-Mittel angenommen worden. Die Herstellung im Großen sollte sofort begonnen werden.

„Wir sollen zu den Leitern der Werke berufen werden, und etwas noch, die Berliner Universität bietet mir 'nen Lehrstuhl an!“

„Den hast du verdient!“

„Ich bin aber noch gar kein bemooftes Haupt!“

„Aber ein tüchtiger Kerl!“

„Deine Schuld!“

„Die nehm ich gern auf mich, aber aus dem Lehrstuhl wird nichts werden, vorläufig wenigstens nicht!“

„Warum denn?“

„Uns wird jetzt das Vaterland mehr brauchen.“

„So schnell wirs doch nicht losgehen?“

„Nachdem du den Gesandten hinausgeschmissen hast, muß Deutschland auf alles gefaßt sein!“

„Du, war das wirklich der französische Gesandte?“

„Junge, Junge, du zweifelst noch? Da,“ Bergmann schlug die Woche auf, „da hast du sein Bild, und nun vergleiche!“

„Teufel, da hab ich wohl eine Dummheit gemacht!“

„Das wird sich zeigen!“

Und es zeigte sich.

Der französische Gesandte war sofort zum Außenminister gefahren und hatte dort in aller Form Beschwerde eingelegt. Auf die erstaunte Frage des Ministers, warum er denn die beiden aufgesucht habe, gab der Gefragte keine Antwort.

„Die Herren haben sich bei der Vorführung ihrer Mittel nur von einer guten Seite gezeigt, ich kann die Schroffheit Ihnen gegenüber kaum verstehen!“ sagte der Minister kühl, und er verstand doch. Dieser Salanke da, der sich Vertreter einer großen Nation nannte, der war nach dem Mittel aus gewesen, und man mußte auf der Hut sein. Mit allen Mitteln, auch den gefährlichsten Wagnissen, würde man versuchen, die Zusammensetzung von Typhon I und II zu erkunden. Denn, das zeigte die heutige französische Presse, die von Völkerrecht und anderen Phrasen dick voll war und die mit viel Geschrei,

pochend auf den Versailler Vertrag, das völkerrechtswidrige Mittel verschrie und gleich daneben berichtete, daß außer den bisher aufgestellten fünfzig Riesengeschützen noch weitere fünfzig in der Kammer beantragt werden sollten, damit dem Erbfeind die Lust zur Anwendung seiner neuen Kampfmittel verloren gehe.

Der Gesandte telegraphierte in Chiffreschrift an seine Regierung. Es wurde ein großes Telegramm und auf den Boulevards würde man nach Empfang recht lange Gefichter machen. Dann ließ sich der Gesandte von seinem Attache berichten.

„Im Reichstage ist die Großanfertigung des Mittels mit starker Mehrheit angenommen worden; selbst Angehörige der Linken stimmten dafür, nachdem sie erklärt hatten, daß gegen Frankreich und seine Schandpolitik betreffs der besetzten Gebiete jedes Mittel zulässig sei. Riesenhafter Beifall, der orkanartig das Haus durchbraute, begleitete diese Ausführungen des linken Sprechers — spontan sang man das alte verhaßte Deutschlandlied. Ein Kommunist wollte protestieren, man schrie ihn nieder, und schließlich holten ihn die eigenen Fraktionsgenossen vom Rednerpult. Darauf sprach der Kriegsminister, den man mit lauten Hurrauschreien begrüßte. Tränen standen in seinen Augen. Er fluchte unserer Nation und pries den Tag, da der letzte Franzose von deutscher Erde vertrieben sein würde. Nach ihm sprach der Reichskanzler, der sagte, daß das geeinte Deutschland von 1914 — wo über allen Parteien das Vaterland gestanden — wieder Wirksamkeit werde. Das durch die französische Knebelungspolitik zermürbte Volk besinne sich und es wird wieder zum wahren, starken, deutschen Volk werden, wenn die Regierung, gestützt auf die Erfindung zweier deutscher Männer, einen rechten Kehraus halten würde. Ohne Blutvergießen, ohne Mord und Todschlag. Der Reichspräsident begab sich dann, ebenfalls unter dem Beifall des Hauses, an das Rednerpult — seine Worte habe ich genau aufgeschrieben — da, man wird sie in Frankreich hören müssen!“

Er legte den Bloch auf den Schreibtisch und der Gesandte ergriff denselben.

„Der Präsident hat dies gesprochen?“ fragte er, nachdem er die ersten Zeilen überflogen hatte.

„Jawohl, unter dem unaufhörlichen Beifall der Abgeordneten und der Tribüne.“

— nach Jahren grenzenloser Schmach ist nun der Tag gekommen, an welchem das deutsche Volk den Kopf wieder aufrecht tragen kann. Stolz dürfen wir sein, stolz wollen wir sein! Wir waren das Volk der Dichter und Denker, wir blieben es und werden es immer sein. Durch den Versailles vom Jahre 1918 wurden wir waffenlos und wehrlos gemacht. Brüder von uns starben in der Zwischenzeit als Märtyrer fürs deutsche Vaterland, doch ihre von glühender Vaterlandsliebe erfüllte Seele blieb wach und unter uns. Sie wirkte, sie wuchs. Unsere inneren Kämpfe aller Art zerschlugen sich an der deutschen Seele und festigten unsern Glauben an Deutschland. Wir glaubten recht. Das am meisten gedemütigte Volk wirft heute den Mantel voll Schutz und Msche von sich und wird jauchzend die Arme der lieben Sonne entgegenbreiten. Frei, endlich frei! Die Reichsregierung hat, nach wiederholtem Erproben der Typhonmittel, keinen Augenblick mehr gezögert, das uns verhaßte Joch zu lodern und — heute bitte ich als gewählter Führer mein Volk — laßt uns ganze Arbeit machen! Jahre der erdrückendsten Not liegen hinter uns, notwendige Aufbauarbeit wurde durch die Nachsicht der Franzosen gehindert, vergeblich geleistet. Das hört nun auf! Nicht ein Spatenstich soll mehr umsonst sein, kein Handgriff mehr. Alles soll unserem Volke dienen, nichts mehr dem Feinde. Die Regierung hat beschlossen, von heute ab jede Lieferung an Frankreich und dessen Verbündete einzustellen. Die nötigen Anweisungen sind bereits gegeben, aus dem Ruhrgebiet rollt kein Wagen mehr westlich (tosender Beifall), aber nicht genug damit.“ (Fortsetzung folgt.)

Frontkrieger.

Von Irmgard Merrem.

Er stand im Zimmer des Amisartates. Seine hohe Gestalt warf lange Schatten über das Rotbraun der Altenschränke und Regale. „Da möchte mir untersuchen lassen, — als Schöfför!“
Die Untersuchung ist schnell erledigt. Der Untersuchte weiß, worauf es ankommt. Tauglichkeitsprüfungen sind dem ehemaligen Rekruten nichts Ungewohntes. Der Arzt lächelt.

„Alter Frontsoldat, was?“
Ein Ruck durch den Körper des Fünfzigjährigen. „Dawoll, Herr Medizinalrat! Bei die Franzer, die jansen vier Jahre!“ Er wird gesprochen. „Ja, der Krieg! Rumgekommen is man da, wat zu sein hat man festgelegt. Und denn det Leben in die Kompagnie, da hat man erst jewußt, wat det is, een eenzig frohet Volk! — Und denn unfer junger Hauptmann, det war'n Kerl, 'n Führer, 'n Kamerad!“ Wie Sehnsucht klingt es aus den letzten Worten. „Unser Hauptmann, wo der jeht sein mag? — Heute denkt ja keener von uns mehr an den andern. Jeder schändt sich um det bisken Futler . . .“

Der Frontsoldat Ernst Ludow ist Kraftbroschürenführer geworden. Er fährt seinen Wagen vom Mittag bis in die Nacht. Er fährt die Salzwelt vor die Tanzbänke und Hotel-Paläste. Er fährt ermüdete Beamte in die Vorstädte. Er fährt zum frühen Morgen in die enge Straße mit den hohen Häusern. Er schließt den Wagen ein und poliert eine glitschige Kellertreppe hinunter. In dem einzigen Raum der Kellerwohnung haufen fünf Menschen. Der Chauffeur und seine Frau mit der einzigen Tochter, die eines Tages mit Kinderwagen und Säugling den Eltern ins Haus gerückt war, „Dort weck woher und dort weck von wem.“ Dann hatte sich der Bruder seiner Frau eingefunden, arbeits- und wohnungslos.

„Mensch, Ernst, sitz deine Brotschen her! Der Budsker drüben will mer nicht mehr pumpen!“ — „Halts Maul! Such dir Arbeet!“ Ludow warf sich auf das zerfällene Sopha. — „Luderleben, Dredleben! Und irad noch den Strid zum Uffhängen wert!“ — „Na, dein Desajst muß doch jeht bei det Kauwetter!“

„Quatsch nich!“ Ernst Ludow sprang auf. Unbeweglich startete er aus dem niedrigen Kellereingang auf die Straße. „Nisch zum Ausbalken is det, diese elende Hungerei. Und det jeht nu so seit die varriete Revolution! — Mensch, Franz, wir sind doj jesehen damals, als wir die Flinte in't Korn jeschmissen haben!“ „Wacht!“ murrte der andere. „Willste etwa noch mal hungern und schwisgen für die Luders von Offizieren, — in't Feld jeht? — Ne!“ Man immer lachte bei Nacht!“ Er giecht den Nest aus der Rümmeiflasche durch die Zähne. „Wald kommt die frohe Internationale! Vasthefte, Ernstjeht? Und id rate dir noch mal im Duten: wenn de später nich verhungern oder abjemurkt werden willst, denn kommste heute abend bei uns drüben in die Kneipe! Ne neue Basammlung! — Na, uff Wiebajeht!“ — Heil Moskau!“

Der Schwager ist gegangen. Es wird Mittag und die Frau kommt heim. Sie sagt, daß das Mittagessen noch für den nächsten Tag reichen muß. Morgen geht sie waschen. Da bekommt sie ein paar Marz.

„Ernst, det Wetta bleibt schlecht! Da wirste doch mehr badienen!“
„Badienen? Dawoll! Und die letzte Reparatur is doch noch nich bezahlt! Und beim Wirt sin' wa die Miete schuldig! Und der Bäcker jibt uns ooch keine Schrippen mehr uff Kredit!“ Er lacht wild. „Uffhängen wer'd mer oder jaulen! Und da drüben bei die roten' Brüder jeht heut' abend. Franz sagt ja ooch, 'n Bataland is Mumpis, wenn de nischt zu fressen hast!“

Er redet schnell. Er springt auf und geht an die Kommode. Dort framt er lange in unruhiger Hast. Endlich findet er, was er sucht, was seine Gedanken beschäftigt hat: eine gerahmte Photographie, das Bild eines Frontoffiziers. Der Mann nimmt die Photographie aus dem Rahmen und betrachtet aufmerksam die Rückseite. Da steht: „Dem Flügelmann der Kompagnie, f. l. Kameraden Ernst Ludow zur Erinnerung an den 28. August 19 . . .“ Hans Lutter, Hauptm. d. Res.“ Und darunter in fester Schrift: „Einer für alle, alle für einen! Und über allem das Vaterland!“

Der Mann atmet schwer auf. Er denkt an einen heißen Augusttag, an den Kugelregen, der durch das Gehölz pfeift, an seinen Führer, der unter einer Bude liegt mit blutender Stirn. Er denkt an den Augenblick, da er ihn wegrißt, ehe der durchschossene Stamm sich tragend senkt.

Und er denkt an den einen Winter, als der Schnee in den Gräben ihnen bis zu den Knien ging, als seine Alte kein Geld hatte, ihm Pelzhandschuhe zu schicken. Da hatte ihn sein Hauptmann angefahren, „was das heißen sollte?“ Und eines Tages war für ihn ein Paket mit der Feldpost gekommen und dabei ein Brief mit zierlicher Damenschrift. Und der war von der jungen Frau Hauptmann gewesen.

Ernst Ludow fühlt eine seltsame Schwere auf der Brust. „Jutsch! Alles jutsch und aus? Wo is jetzt Kameradschaft?!“
Es ist am Abend des gleichen Tages. Eine Schneeschicht dämpft den Lärm auf den Straßen. Der Chauffeur hält mit seinem Wagen schon seit zwei Stunden auf seinem Stand. — Er gähnt. Er könnte schlafen trotz des rauhen Wetters. Aber die Gedanken vom Morgen kommen wieder über ihn. Er hat Schulden. Dabeim ist Hunger und Sorge. Und ein Tag wie der andere ohne Hoffnung. Wieder will ihm das Wort „Kameraden“ nicht aus dem Sinn.

Ja, wenn es doch eine Kameradschaft gäbe, wie sie draußen in den Gräben geberht hat, Verständnis, gemeinsames Aufrichten aneinander! Und die Gewißheit, daß es einmal besser werden sollte

auch im Vaterland. — Ernst Ludow rückt tiefer in den Führersitz hinein. — Ob er noch hingibt zu seinem Schwager, in die Kneipe? Dort würde ein Weg gezeigt, der ihn retten konnte: — die Internationale! Ein Morden und Vergewaltigen der bürgerlichen Schufste! Ob es half?

„Ne, Franz, ne!“ Wie ein Stöhnen klingt es. „Ueber allem det Bataland!“
Er schreit auf. — Ein Herr hat ihm Straße und Hausnummer zugerufen.

Während sie die Straßen entlangfahren und die Scheinwerfer Lichtegel auf die Schneekruste zeichnen, denkt Ernst Ludow, daß er sechen eine ganz betannte Stimme gehört hat.

Deht hält der Wagen. Der Chauffeur nennt den Preis, schaltet die Taschenlampe an. Seine Hand zittert, als er dem Fremden ins Gesicht leuchtet.

„Herr Hauptmann! — Hauptmann Lutter!“ — Der Herr fährt zurück. „Hertje!“ — „Nein! Das ist ja Ludow, unfer Flügelmann Ernst Ludow!“ „Dawoll, Herr Hauptmann!“

Hans Lutter drückt dem andern herzlich die Hand. „Nein, daß ich Sie noch mal jehe! So'ne Ueberraschung!“ Offene Freude ist in seiner Stimme. „Na, und wie geht's denn nun so, Ludow?“

Der Chauffeur erzählt langsam, stotternd.
„Det Leben — det ließe sich alles ertragen, — id bring' mir auch schon wieder hoch. Aber det Sinntieren und die Einsamkeit! Und denn det Desajst: keener fragt nach dir und feen Volk haste nicht und in't liebe Bataland da is der Deibel los und keener hilst dem andern. — Herr Hauptmann, so wie't bei uns in untre Kompagnie war, so kommt et doch nich wieder! Det is mein ganzer Kummer. — Id bin einsam!“

Da reißt der Herr dem Chauffeur noch einmal die Hand. — „Kommen Sie zu mir, Ludow! Bald! — An irgend einem Sonntag!“

Ernst Ludow erzählt zu Hause nichts von seinem Erlebnis. Zu Hauje sagt ihm der Schwager täglich, daß er ein Dummkopf wäre, wenn er nicht ein „Roter“ würde. — „Wenn det wird, wat wir wollen, is uns allen jeholten. Denn brauchste nich mehr uff deine paar Bettelbroschens zu lauern. Denn jibt et ooch keene Arbeitslosigkeit mehr!“ „Und det Bataland?“ — „Diss'n Quatschtopp! Sei vanünftig! Sag ja! Deh' mit Moskau!“

Halb und halb verspricht der Mann. Er denkt daran, daß er nichts verdient, daß sein Wagen wieder einmal gebrauchsunfähig dasteht. Er glaubt, daß es ihm vielleicht später einmal besser gehen kann, wenn er Franz folgt. — Aber wenn er dann wieder an das Bild in seiner Kommode denkt, ist es ihm jedesmal, als höre er eine vorwurfsvolle Stimme: „Ueber allem das Vaterland!“

Ernst Ludow weiß keinen rechten Weg. Aber am nächsten Sonntag tritt er bei seinem Hauptmann ein.

Hans Lutter ist aufrichtig überrascht und erfreut.

„Sie sind einsam, Ludow? Sie suchen Kameraden? — Ja, ja, ich verstehe schon. — Na, sehen Sie sich doch!“

Beide sind glücklich, von ihren Erinnerungen zu reden. Sie sitzen sich gegenüber. Noch einmal rollen die Erlebnisse des Weltkrieges wie ein Film vor ihnen ab.

„Herr Hauptmann, et war groß! Aber et is nu vorbei!“ schließt der Chauffeur bitter.

Hans Lutter springt auf.

Nein, Ludow! Es wird noch sein, das Große, Neue! Aber wir brauchen wieder ganze Kerle, die deutsch sind bis ins Marz! Und Führer und Erzbeher! Die Jugend will aufwärts, will ein neues, starkes Deutschland! Und wir alten Frontkämpfer müssen ihr dabei helfen!“ — „Herr Hauptmann, wenn det so jinge —“
„Es ist schon gegangen! Wir haben uns ans Werk gemacht! Und ein Bund ist jetzt in allen Gauen, ein Bund der Frontkrieger und deutschen Männer, ein Bund der Kameradschaft. Wir haben den ersten Frontgeist wieder aufgenommen, Ludow: einer für alle, alle für einen! Und über allem das Vaterland!“ Er schweigt eine Weile und blickt nachdenklich vor sich hin. „Sie suchen Kameraden, Ludow! Sie werden sie finden! Kommen Sie heute auf unseren Pflichtenabend, wollen Sie?“ Ein leises Zögern, eine unsichere Bewegung der harten Hand. „Dann — dann — sind Sie wieder der Führer, Herr Hauptmann?“

Hans Lutter stellt den Kriegsgefährten als den „Neuen“ vor. Der Mann hält sich zurück. Er kann sich nicht zurechtfinden. Es ist alles so fremd; nur unbekannte Menschen im Raum; darunter viele junge; und seinen Hauptmann nennen sie „Kamerad Lutter“.

Aber das Gefühl der Unsicherheit schwindet. Bald wissen zwei der Jüngerer neben ihm. Sie wollen vom Hauptmann wissen, vom Bewegungskampf, vom Stellungskrieg. Und Ernst Ludow redet sich in Eisern.

Aufmerksam lächelnd sieht Hans Lutter zu ihm hin.

Einer wirft die Berufsfrage auf. „Ueble Sache. Man weiß nicht, ob man morgen noch seine Stellung hat. — Was machen Sie denn?“ wendet er sich lebhaft an Ludow. Die Miene des Älteren verfinstert sich.

„Sehn Se, jefahren bin id noch mit det Dings die ganze Woche. Nu jeht er nich. Muß wat mit'n Kühler sein. Nischt zu machen! Aber wer kann die Reparaturkosten bezahlen?“ — „Na, stehen lassen können Sie ihn darum doch nicht!“ meint der andere halb erschrocken. „Sör' mal, Georg —“ er zieht seinen Nebenmann am Arm. „Du verstehest doch was von Motoren?“ — Der Nebenmann läßt sich die Sache erklären. „Na, gewiß doch! Das läßt sich machen. Ich hab' morgen abend Zeit. Ich werd' mal mit rantommen, Kamerad!“

Ludow ist erstaunt. „Ich weess aber wirklich nich —“. „Was denn? Das ist doch selbstverständlich!“

So ist es den ganzen Abend. Keberall findet Ernst Ludow Verständnis, ein Sich-Aussprechen, ein Raten und Helfen.

Und dann muß er, der alte Frontsoldat, wieder so viel Neues hören. Von langen Tagesmärschen erzählen die Jungen, vom Bivak am lobenden Lagerfeuer.

Nun singen sie deutsche Weihnachts- und Soldatenlieder. Und der Fronttrierer schließt die Augen und denkt, es sei noch einmal draussen im Unterstand Christfest. — — —

Es ist spät, als sie sich trennen, Ernst Ludow und sein Hauptmann. „Kamerad!“ Gedankenverloren starrt Ludow in das schimmernde Weisß der Großstadtbächer. — „Als ob id nu in' festen Fassen wär, so is mir' zumute, — nach all dem Wirrwarr!“ Wie ein Traum verklingen die Reden des „roten“ Franz in seinem Gedächtnis.

Hans Lutet legt dem andern die Hand auf die Schulter. „Es wird so bleiben, Ludow. Sie sind zufrieden, weil Sie sich selbst treu geliebt sind und Ihrem deutschen Empfinden, treu gegenüber neuen Einflüssen und Lehungen, treu dem Gedanken: Ueber allem das Vaterland!“

Durst.

Eine Litanei körperlichen Entbehrens könnte ich herjagen bei dem Worte „Durst!“ Ich tue es nicht, denn jeder Soldat hat diese Entbehrungsqualen tetangelang ertragen müssen. Doch ein Erlebnis will ich schildern und daran eine Betrachtung anknüpfen, die sehr am Platze zu sein scheint.

Hochsommer 1915. Bei glühender Hitze Vormarsch durch die sandigen Kiefernwälder in Polen. Fast kein Dorf. Und wo ein Dorf einen Ziehbrunnen hat, finden wir einen durch Kababer verdorbenen Schmutztümpel: die Russen waren allemal kaum zum Dorfe hinaus. Vormarsch durch brennende Dörfer bei ununterbrochenen Plänkelleiern mit den abziehenden Russen. Vormarsch mit 300 Patronen am Leib, mit Helm und vollem Tornister, Vormarsch, indes die Mannschaften noch die Bagage ziehen müssen, denn die Pferde bekommen die schweren Wagen im Sande nicht vorwärts.

Abend. Die Kompanie erreicht einen Wald. Alles hält, denn die Russen haben sich vor uns im Walde eingegraben. Wir tun desgleichen. Die langen Schützenketten schaufeln sich hinter Bäumen und Büschen Löcher mit lecher Kraft und durstgepeinig. Ich grabe mir ein besonders bequemes Schützenloch, hole mir unter Lebensgefahr von einem nahen Felde Stroh, polstere damit die Erduhle und lege mich hinein. Der Leutnant mit seinem Burischen geht die Schützenkette entlang, sieht mich in dem nunmehr leiblich bequem gewordenen Erdloch liegen, gibt mir den Befehl, ihm die Kuhle abzutreten, macht es sich mit seinem Burischen bequem und — trinkt, trinkt eine Flasche Bier! Durstgequält und todmüde hatte ich mir an selbigem Tage ein neues Schützenloch zu graben.

Wozu ich das erzähle? Und warum ich mich mit dem Bericht nicht an eine Volkszeitung wende? Die Antwort ist sehr einfach: weil ich mir sage, daß dieser ungebildete Flegel, der leider Gottes auf Grund dauernder Offiziersverluste als Nothbehelf Hals über Kopf Leutnant geworden war, unmöglich als Vertreter eines Standes angesehen werden konnte, der von Haus aus nicht derartige Dinge sich zu leisten pflegte. Ich hätte nachsüchtig damals mit vornehmen können, meine Feder dereinst zu verwenden, um das Verhalten dieses auch-Offiziers zu brandmarken. Doch wußte ich: unser herrliches Heer muß in seinen Millionen eben auch unberufene Offiziere haben, und ich hatte leider das Pech, einen solchen Unberufenen zum Vorgezetzten zu haben.

Dieselbe Sache — das Verwerfen von etwas Großem wegen eines Menschen, der das Große unwürdig vertritt — beobachtet man in Mitteldeutschland bei vielen Volkshullehrern. Weil sie einmal einen Ortsgeistlichen als Aufsichtsbekörde gehabt haben, und zwar als eine ihnen unangenehme, kämpfen diese Leute mit monchisch fanatischem Haß gegen Kirche und Luthertum. Als ob ein einziger Geistlicher das Luthertum und den christlichen Gedanken ausmacht! Welche geistliche Engigkeit! Goethe bleibt Goethe, selbst wenn ihn ein Lehrer miserabel auslegt! Luthertum bleibt Luthertum, selbst wenn ein Geistlicher kein günstiger Vertreter ist. Und unser altes herrliches Volksheer bleibt herrlich und erhaben, selbst wenn ein Leutnant einem Soldaten den Befehl gab, sein Schützenloch im polnischen Walde zu verlassen!

Und selbst die Qualen des Durstes vermochten nicht, das Persönlich-Unangenehme höher anzusehen als das Große, Gewaltige, an dem so ein Einzelfall doch nicht einmal einen kleinen Matessack abgibt!

Dr. C. Duentin.

Ein merkwürdiger Traum.

Der bekannte Prediger Haslam erzählt in seinem Buche „Vom Tode zum Leben“ folgende Begebenheit: „Ein sorglos dahinlebender, ganz weltlich gesinnter Mann in meiner Gemeinde träumte in einer Nacht, daß er sich in einer Markthalle in einer gewissen Stadt befände. Da nahm es ihn wunder, daß er an einer Mauer einen Torweg sah, den er früher nie bemerkt hatte — dergestalt, daß er näher trat, um ihn besser zu besichtigen, und wirklich war es auch ein Tor, welches dem Drud nachgab und sich nach innen öffnete. Er trat hinein und sah da eine gar ergreifende, seltsame Szene: Männer und Frauen gingen in großer Anzahl traurig und elend hin und her und

schiene die größte Seelenpein zu empfinden. Sie waren in viel zu großer Seelennot, um sprechen zu können: die meisten von ihnen erkannte er aber als solche, die erst vor einiger Zeit gestorben waren. Sie schauten ihn tieftraurig an, als ob sie darüber bekümmert wären, daß er auch hierher gekommen sei, sagten aber kein Wort. Darüber erfaßte ihn eine furchtbare Unruhe; schleunigst wandte er sich wieder der Tür zu, um wieder ins Freie zu gelangen, wurde aber von einem zornigen, finstern dreinschneidenden Türhüter festgehalten, der ihm mit dumpfer Grabesstimme sagte: „Du darfst nicht hinaus!“ — Er erwiderte ihm: „Ich bin hier hereingekommen und möchte jetzt wieder hinaus!“ — „Das darfst du nicht!“ war die barsche Antwort. „Sieh her, die Tür geht nur nach einer Seite auf, durch sie hereingekommen kannst du, aber nicht mehr durch sie hinaus.“ — Und wirklich war es so. Da entsank ihm denn aller Mut, wie er vor dieser geheimnisvollen Türe stand und sie näher anschaute. — Endlich, nach langem, langem Bitten ließ der Türhüter sich erweichen und gewährte ihm als eine ganz besondere Günst, daß er auf acht Tage hinausgehen dürfe. Ueber diese Erlaubnis war er so überglücklich, daß er darüber aufwachte.

Als er mir diesen Traum erzählte, warnte ich ihn ernstlich, er möchte doch Gott sofort sein Herz schenken. „Sie können“, sagte ich ihm, „noch vor acht Tagen sterben.“ — Darüber lachte er laut und sagte, daß er sich nicht werde durch einen Traum ins Bodsbörn jagen lassen. „Wenn ich einmal befehrt bin“, fügte er hinzu, „so hoffe ich jagen zu können, daß ich durch Liebe gezogen worden bin und nicht durch Furcht getrieben.“ — Aber wie, entgegenete ich, wenn Sie Gottes Liebe lange verachtet und gering geschätzt haben und er Sie jetzt durch Furcht antreiben will, sich zu ihm zu bekehren? — Es war aber alles vergeblich; er blieb für alle Vorstellungen taub.

Acht Tage darauf war Markttag. Wie gewöhnlich, ging er in die Halle und sah sich die Mauer an, wegen der er einen so besonders merkwürdigen Traum gehabt; als er kein Dorf daran erblickte, rief er ganz vergnügt: „Alles, alles noch richtig; jetzt soll es ein gutes Mittagessen geben und eine Flasche Wein dazu.“

Ob es nun bei einer Flasche geblieben ist oder nicht, vermag ich nicht zu sagen; aber am Samstag, spät in der Nacht, als er auf dem Heimweg war, wurde er von seinem Pferde abgeworfen und blieb tot am Wege liegen. Das war das Ende des achten Tages!“

Da war er also bei der unseligen Gesellschaft, die er zuvor zu seiner Warnung geschaut hatte.

Merkelei Humor.

Die Welt ist ein Dorf.

Die kleine Anekdote „Die Welt ist ein Dorf“ erinnert mich — so schreibt ein Leser — an eine Geschichte, die mein Vater zu erzählen pflegte: Der in Schleswig-Holstein weit bekannte Kommerzienrat H., Begründer der Karlsbütte in Bredelsbörp bei Rendsburg, befand sich auf einer Orientreise in einem Hotel in Kairo. Im Speisesaal erregte ein Kellner seine Aufmerksamkeit, welcher sprachlich in allen Satteln fest war; französisch, italienisch u. a. m. Als er nun an H.'s Tisch kam, sagte dieser im reinsten Plattdeutsch zu ihm: „Seg mol min Sohn, kann id wull en schönes Beestfüd mit Brattarküffeln kriegen?“ worauf er prompt die Antwort erhielt: „Danull, Herr Kommerzienrat, dat schüllt Se hem.“ Aufrs höchste erstaunt rief H.: „Minch, woher kennst du mi denn?“ „Herr Kommerzienrat, id bün doch Kork Meier ut Bredelsbörp bi Rendsborg.“

Dr. M. in N.

Unsere Rätsel-Ecke.

29. Silbenrätsel.

a - al - anz - ba - ber - brö - chen - chlo - con - da - dis - dont - dos - dow - dra - e - e - e - eil - en - fi - ga - gen - gi - gut - hall - ka - ka - ki - kö - kop - le - le - lei - li - li - li - lo - lo - me - mi - mu - na - nenz - nig - of - ost - pol - preus - re - rei - rei - ri - ril - ro - rog - sa - sa - scha - sche - sen - tar - ter - thal - the - tisch - to - un - zaun - zier.

Es sind 23 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben beide Male von oben nach unten gelesen, sechs große Schlachten aus den Freiheitskriegen ergeben.

Die Wörter bedeuten:

1. Musikinstrument, 2. Feldfrucht, 3. deutsche Provinz, 4. Oper, 5. deutscher Bildbauer, 6. ital. Hafenstadt, 7. amtlicher Güterversand, 8. kirchlicher Titel, 9. bayr. Kurort, 10. Baum, 11. Stadt in Japan, 12. optische Vorrichtung zum Verschieben von Bildern, 13. Bündnis, 14. Handwerk, 15. Vogel, 16. berühmter Reitgeneral (1870), 17. Stadt in Thüringen, 18. Toilette-Artikel, 19. Kirche, 20. militärischer Rang, 21. Flieger, 22. spanischer Maler, 23. banktechnische Bezeichnung.

Auflösung des 28. Silbenrätsels

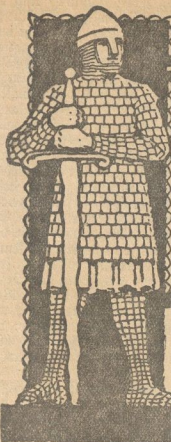
1. Senne, 2. Choral, 3. Halle, 4. Leo, 5. Albert, 6. Geigo, 7. Ehrenbreitstein, 8. Tesching, 9. Essen, 10. Rain.

Schlager

S. J.

Auflösung der Schachaufgabe

15	22	17
20	18	6
19	14	21



Der Spiessbürger



Bezugspreis: Monatlich 0,706.-M. Halle, Mittelstr. 11-13, Fernr. 26229, Po. 34640. Druck u. Verlag: Korras & Koennede.

Herausgegeben von Fritz Kloppe

Preis: Der Raum von 1 mm Höhe und 28 mm Breite im Anzeigenblatt kostet 15 Pfennig.

|| Helf dir selber, so helfet dir unser Herr Gott ||

Der Spiessbürger als Totengräber unseres Kampfeswillen.

Nichts ist dem Spiessbürger verhaßter als sogenannte „unruhige Zeiten“. Er liebt seine „Ruhe“ über alles, denkt nur an sich, frampft sich an sein geselltes, hohes geistliches Leben und überläßt die Sorge um seine eigene Sicherheit den Kämpfern. Der Spiessbürger ist eingetragener Materialist, nur an sich denkend, dem sein eigenes Wohlergehen über alles geht, über die Sorge um sein eigenes Volk. Über alles setzt er seine Erziehung, nicht aber, um sie und damit seine Arbeitskraft dem Volkswohl einzuflechten, sondern um daraus persönlichen Vorteil zu erlangen, um sein behagliches Leben zu führen, das seinen mechanischen Gang geht. „Laten“ sind ihm verhaßt, ebledo der Einsatz des ganzen „Ich“ für eine Idee. Was ist ihm eine Idee? Ein höchst unbequemer Ballast, der Idealist ist in seinen Augen ein bedauerlicher Mensch, den er sogar als „Phantast“ bemitleidet!

Und trotzdem, der Spiessbürger haßt den Idealisten, er haßt den Kämpfer, weil er ihn fürchtet! Er fühlt sich von der ausstrahlenden Begeisterung eines Idealisten bedroht, er fühlt die Macht der Idee als etwas Stärkeres, Bewogenderes, Fordernderes und ättert um seine Kirchhofsruhe.

Stets erleben wir dasselbe! Am Vortisch oder sonst irgendwo, beim Elat, im Kegellub, kurz „unter sich“ tristet der Spiessbürger vor Begeisterung, ist „national bis auf die Knochen“, schimpft auf Frankreich, schimpft auf die Regierung, schreit andauernd „Hurra“, befaßt sich aus Vaterlandsliebe, singt vaterländische Lieder und ist tief beleidigt, wenn man es wagt, ihn als „schlapp“ zu verbeuligen. Dann ist man eben „jugendlicher Schwarmgeist“, der den Ernst des Lebens nicht kennt, man gilt als „Kaufjunge“ und wie die schönen Lebensarten, die wir Wehrvölke ja dauernd zu hören bekommen, alle lauten. — Uns könnte es an und für sich gänzlich gleichgültig sein, was der Spiessbürger tut und wie er über uns denkt, wenn er politisch ausgefallener wäre. Da das aber nicht der Fall ist, da gerade der Spiessbürger heute der Träger einer Entwicklung ist, die unser Ideal drohentlich, mühen wir uns mit ihm auseinanderzusetzen.

Spiessbürgertum ist Gleichgültigkeit gegenüber der völkischen Not unsere Tage, Spiessbürgertum ist Faulheit und Bequemlichkeit im Dienste der Zivilisation gegen die Forderung, die Kultur des Volkstums zu erhalten, bzw. neu erziehen zu lassen. Spiessbürgertum ist Elan, Vereins- und Klassenüberhebung und Verachtung jeglicher sozialer Gleichberechtigung. Spiessbürgertum bedeutet Demokratie, Parlamentarismus, Krämerei, fürum Kulturvernichtung zugunsten der Zivilisation. Und somit ist Spiessbürgertum Schmittmacher und Wegbereiter undeutlicher Sinnesart, Veräusserer deutscher Volkstums und Förderer des Zerfalls.

Demokratie, Parlamentarismus, Freimaurerei, Materialismus, ja, sogar Passivismus, Internationalismus, sie gehören zusammen, denn alle haben das eine gemeinsam: Sie erkennen seine Güter über sich an, sie haßen das Wort Persönlichkeit, sie haßen den Begriff der Vaterlands- liebe, sie haßen wehrhaften Geist, sie bekämpfen jede soziale Regung, sie lehnen es ab, eine Idee anzuerkennen, die fordert und immer wieder fordert, die vom Einzelnen Opfer, Einsatz des ganzen Menschen verlangt, um dem Ganzen, der Gemeinschaft, dem Volk zu dienen, eine Idee, die immer nur sagt: „Du mußt!“ Und die dafür keine „Gegenleistungen“ gibt.

Aus diesem Grunde haßt der Spiessbürger den „Wehr- wolk“. — Was ist ihm der „Wehrwolk“? — Eine Vereinigung von „Helfbüchern“, die stets laut poltern, „hörn- verbrannten Ideen nachhagen und die große, ad, so not- wendige, Ruhe der friedlichen Entwicklung hört.“ Denn darüber ist sich ja das gesamte Spiessbürgertum einig: Deutschland befindet sich ja in Not, doch die ist ja nur vorübergehend, die ruhige, friedliche, aufbauarbeit hat ja längst begonnen, und wenn wir wirtschaftlich auch noch auf dem Hund sind, so wird „Amerika“ schon dafür sorgen, daß unsere Wirtschaft wieder hoch kommt. Denn „man“ wird doch ein arbeitsames, ordentliches Volk nicht vernichten wollen, denn „man“ braucht uns doch zum Wiederaufbau Europas, und wie diese schönen Lebensarten alle

heissen. — Und dann weiter: „Was soll denn der Wehrwolk? Er wirkt ja geradezu verbrecherisch, wenn er sagt, Deutschland müsse erneuert werden!“ — Denn nach dem Begriff des Spiessbürgers würde ja etwas derartiges geradezu den Untergang des deutschen Reiches herbeiführen. — Was ist soziale Not, was bedeuten dem Spiessbürger wirtschaftliche Verfallung unter der Krute des internationalen jüdischen Kapitals? Er kennt eben keine soziale Not, das Problem der sozialen Frage ist für ihn fremd, er weiß nichts von der seelischen Not, von dem Hunger nach geistiger Nahrung, von dem Streben nach Anerkennung der Gleichberechtigung aller deutschen Volksgenossen. Der Spiessbürger weiß nichts von der Schande und Schmach unserer äußeren Verfallung, er glaubt an Völkervererbung, denkt nur an die armen „anderen“ und vergißt indessen die Not seines eigenen Volkes. Er ist eben Totengräber jeglichen Kampfeswillen, er ist Materialist und Feigling, er ist beschränkt und egoistisch — „erst kommt meine Gemütsruhe, dann kommt mein Geschäft und dann will ich von dem ganzen Schwindel nichts wissen!“

Bestensfalls gehört der Spiessbürger einem patriotischen Verein an, wie ihm ja Vereinsmeierei besonders liegt. Da braucht er nicht zu kämpfen, da werden von ihm keine Opfer verlangt, sondern da ist er eben in „trautem Kreise wohlgeborgen“. — Daß der „Wehrwolk“ aber kein Soldatenklubverein ist, daß wir uns bewußt politisch eingestellt haben, um der heutigen Not Einhalt zu gebieten, indem wir das, was wir wollen, erstmal in unserer Gemeinschaft selbst durchführen, damit es dem deutschen Volke als Vorbild diene, das weiß der Spiessbürger nicht, d. h., er will es nicht wissen. Denn sonst müßte er eingestehen, daß er einen falschen Weg geht, und daß er unserer Entwicklung hindernd im Wege steht.

Daher müssen wir uns stets darüber klar sein, daß wir nur unter Ziel erreichen, wenn wir ohne den Spiessbürger unseren Weg gehen, und daß wir ihn ablehnen müssen als den Nährboden, auf dem völkische Zerlegung gedeihen kann. — Deshalb heißt für uns Wehrwolk immer wieder der Ruf: „Hände weg vom Spiessbürgertum!“

Robert Kefler.

Unser Glaube — unser Sieg.

Große Taten werden nur vollbracht von Männern, die aus heller Begeisterung für einen Gedanken die Tat vollbringen. Ohne Begeisterung hätte es nie die Wärtirer in den ersten Zeiten des Christentums gegeben, ohne Begeisterung hätte Luther niemals der neuen Auffassung des Christentums Bahn brechen können, ohne Begeisterung hätte kein Columbus Amerika entdecken können, ohne Begeisterung hätte kein Erfinder, trotz aller Skandale, unentwegt an seinem Ziele arbeiten können, ohne Begeisterung wäre Napoleon nicht aus deutschem Lande geschlagen worden und ohne Begeisterung wäre kein Kämpfer, Lannenberg, Gorkic, Stagerat usw. gewesen. Ohne Begeisterung wären unmöglich gewesen die Fahrt der Entdecker, die Schlacht bei den Falklandsinseln, die Kämpfe in unseren Kolonien.

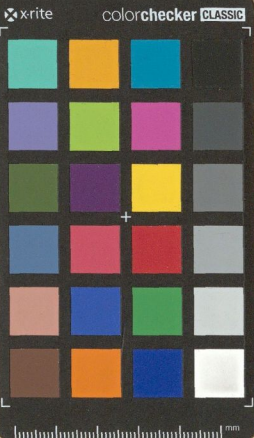
Nicht die Aussicht auf Sieg, sondern allein die Begeisterung, der Glaube an ihre hohe und heilige Sache gab all diesen Kämpfern die Kraft, ihren Sieg zu erringen. Begeisterung allein ist es, geboren aus dem festen Glauben und Vertrauen auf unsere Idee, was heute das deutsche Volk wieder aus dem Chaos, aus Schmach und Schande, aus Not und Elend zu einer stolzen Höhe führen kann. Begeisterung ist das Entschlossenheit für einen Gedanken, Begeisterung ist der unerschütterliche Glaube an die Möglichkeit, eine Idee verwirklichen zu können, ist vor allen Dingen aber der Glaube an die unumgängliche Notwendigkeit, den absoluten Zwang eines erfahnten Gedanken.

Gedanken und Ideen erwachen in starken Seelen als Ziele, als Notwendigkeiten; sie sind Neuerungen und Neuerungen werden da notwendig, wo das Bestehende durchgreifende Veränderung gebietet.

Worauf beruht nun diese Kraft eines Minderheits? Einzig und allein in der Erkenntnis der Schlichkeit, Niedertracht und Verfehlung des Bestehenden und dem aus dieser Erkenntnis erwachenden Glauben an den notwendigen Sieg des Guten, der gerade im deutschen Volke wie in keinem anderen wurzelt.

Deutsche Brüder, ihr erkennt an den Früchten, die die vergangene Zeit hervorbrachte, die Dringlichkeit der Bekämpfung des heutigen Zeitgeistes. Das Deutschland, das in uns wohnt, ist der Gegenpol zu Zug und Krieg, zu Niedertracht und Gemeinheit, zu Eiteligkeit und Schamlosigkeit, zu Ausbeutung und Geldwahn, zu Staatsgefährdung und Volksvergiftung. Diese Erkenntnis muß uns die Kraft geben, dem Geist des Bösen Mammon und

den erbitterten



, aber die Kraft härter als alle Welt und dieser

Guten bestimmt, und Gemütes Har an den entlinden

, unerschütterlich

atiler, er ist be- Er liegt ober

rauchen, die sich geschlagenen und wahre Glaube, und einseht für ein

natlichen Gelegen für unmöglich hält vorkommt.

sia ja selber erlebt, Englands Kriegs- und später gegen Niederwerfung

der letzten und die Nielen-

Aug wann hinterher doch der Zusammenbruch kam, war nicht die Niederlage der Feinde, der Druck der Kriegsmaschinen, sondern die Zerlegung des Glaubens an den Sieg! Der deutsche Soldat sah in seiner Heimat nicht mehr seine Heimat; sie war vergiftet, er erkannte nicht mehr sein Volk. Die dabei waren anders denkend, anders süßend geworden, er sah sein Volk von jüdischem Geiste verlehrt. Da verlor er die Begeisterung; er hatte kein Interesse daran, für das, was er sah, Leben und Gesundheit zu opfern; er verlor den Glauben an sein Volk und nur so war es den völkstremden Feinden möglich, auch unser Heer zu erschüttern, nur so kam der Zusammenbruch, kam Versailles, Spa, London, Paris und all die andern Meilsteine an dem Wege der Schmach.

Deutsches Volk, Unterjochung und Ausbeutung, Not und Elend haben dich stählen gemacht und dich härter gebämmert. Wenn du auf deine unerschöpfliche, auch heute noch nicht erschöpfte Kraft vertraust, an deine Kraft glaubst, an die Zukunft deines deutschen Reiches und an den Sieg Deutschtums über den Geist des zerstörenden Materialismus, dann hast du auch jetzt die Kraft, dem Deutschtum den Sieg zu bringen. Der Glaube verleiht Berge, er schafft Riesengebirge, er stützt alle Zahlen und Massen und ist unüberwindlich. Unser Glaube ist die Macht!

Deutsches Volk, vertrau auf dich, glaub an dich selbst und du wirst liegen. Der Glaube ist deine Waffe als Siegfried wider den Lindwurm, mit dieser Waffe, deutscher Siegfried, erschläge deinen Feind! So wirst du der Tretter deines im Mammonsumpfe verlustenen Volkes, so wirst du der Erlöser der Welt!

Unser Glaube — unser Sieg!

F. G. Lindemann, Herfobn.